A
A 150
A
7783

A 7783
Bibliothek der 17. Division.
B 950
C. 24
B 1150
Wehrkreisbücherei Stettin (Stab 2. Division)
Königl. Preuss. 17. Division

Geschichte Meklenburgs.

Dargestellt

von

Adolf Pentz,
Seminarlehrer zu Neukloster.

Wehrkreisbücherei II STETTIN
Wehrkreisbücherei II Stettin

Erster Theil.

Von den ältesten Zeiten bis zur Reformation.

Wismar, Rostock und **Ludwigslust.**
Druck und Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung.
1872.

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

495053

W. 1170/77

Vorwort.

Es ist eine beklagenswerthe, aber bekannte Thatsache, daß die Kenntniß unserer vaterländischen Geschichte unter unserem Volke nicht in dem Maße verbreitet ist, wie es mit Fug erwartet werden müßte. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu erkennen. Sie liegen zunächst in den Schulen unseres Landes, wo die meklenburgische Geschichte entweder gar nicht, oder doch nur in sehr geringem Maße berücksichtigt wird. Der tiefere Grund aber auch hierfür liegt wieder in dem abschätzigen Urtheil, welches in der Regel über die Geschichte unseres Landes gefällt wird. Sie ist dürr, trocken, arm an großen Thatsachen, ohne große Ideen, ohne Bedeutung für die Entwickelung des Gesammtvaterlandes, dagegen reich an Namen und Zahlen und wegen ihrer inneren Verworrenheit schwer aufzufassen und zu überschauen; das ist eine ziemlich allgemein verbreitete Meinung. Dies Urtheil, obwohl nicht völlig ohne Wahrheit — denn eine gewisse Schwierigkeit des Verständnisses läßt sich nicht leugnen — ist doch im Großen und Ganzen in hohem Grade ungerecht und nur ein Product der bisherigen Methode der Darstellung der meklenburgischen Geschichte. Dieselbe ist in den meisten Geschichtswerken die chronistische; eine Thatsache, eine Regentenlinie reiht sich in fast unübersehbarer Reihe an die andere, keine tiefere Idee scheint den Ereignissen zu Grunde zu liegen, keine Entwickelung ihre Folge zu bestimmen. Und wo culturgeschichtliche Skizzen gegeben werden, da sind auch diese öfter ohne hinreichende Ordnung und Uebersicht an einander gereiht, und es kann uns darum wenig wundern, wenn die Meklenburgische Geschichte nicht blos von der großen Menge des gebildeten Publikums, sondern auch von den Lehrern als langweilig und verworren hintenangesetzt wird. Ich muß gestehen, daß auch ich früher dieser Ansicht gewesen bin. An das hiesige Seminar berufen und mit der Aufgabe des Vortrages der meklenb. Geschichte betraut, war ich gezwungen, mich einem genauen und sorgfältigen Studium derselben hinzugeben, und alsbald ward ich des inne, daß mein bisheriges Urtheil ein verkehrtes gewesen war. Das dürre Gerippe der historischen Thatsachen wuchs zu einem lebenswarmen und mächtigen Organismus heran. Ich vertiefte mich an der Hand der Forschungen von Lisch in die vorhistorische Zeit unseres Landes, wo Lappen, Hünen und

Germanen mit ihrer verschiedenen, stets sich steigernden Kultur unsere Gegenden bevölkerten und in den riesigen Hünen- und Kegelgräbern noch jetzt redende Zeugen ihres Daseins hinterlassen haben. Ich sah dann, angeregt durch Giesebrechts vortreffliche „Wendische Geschichten", wie die in unseren Gegenden zurückgebliebenen Germanen von den ebenfalls durch die Völkerwanderung ergriffenen Slaven unterjocht und immer weiter nach Westen zurückgedrängt wurden, wie eine vierte Kulturperiode sich in unserem Lande anbahnte, eine Zeit reichen und eigenthümlichen Lebens, deren Spuren sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ich erblickte in den nun folgenden 250jährigen Kämpfen der Deutschen und Slaven das großartige Schauspiel eines National- und Religionskampfes, wie er, abgesehen von dem Todesringen der Oströmer gegen die Araber, in der Geschichte ohne Gleichen ist. Ich sah, wie der Deutsche seine alten Wohnsitze zurücknahm und das Kreuz auch in unserem Lande aufpflanzte. Ich lernte den Muth der Verkündiger des Evangeliums, ihre todesfreudige Aufopferung, ihre unsäglichen Mühsale und Arbeiten kennen, und ich schaute es, wie der Segen des Herrn ihren Arbeiten folgte. Ich verfolgte dann, gestützt auf die sorgfältigen Untersuchungen von Rudloff, von Lützow, Lisch, Fabricius, Giesebrecht, der beiden Boll, Wiggers, Wigger, Beyer, Glöckler, Hegel, Krabbe u. A., die ebenso interessante, als lehrreiche Germanisirung und Christianisirung unseres Landes im Einzelnen und Kleinen, und versuchte es, die von jenen Männern gewonnenen Resultate zu übersichtlichen Bildern zusammenzufassen. Ich erkannte weiter die nun folgende Zersplitterung des eben deutsch gewordenen Meklenburg, die Selbstsucht und Eigenwilligkeit der Fürsten, des Adels und der Städte, den Reichthum der Priester und Klöster, die Irrthümer der kirchlichen Lehre und der kirchlichen Zucht als die Ursachen des Verfalles unseres Landes, und wiederum das allmähliche Zurückfallen der einzelnen Landestheile an die Hauptlinie Meklenburg und die erhabenen Gestalten einzelner seiner Fürsten als den Grund seiner zeitweiligen Blüthe. Die glänzende mittelalterliche Kirche mit ihren Segnungen und ihrem Verderben, die starke Hansa, die Kämpfe der Zünfte und Patrizier in den Städten, das Raubleben des Adels, die Versunkenheit und doch wieder die Großartigkeit der mittelalterlichen Zustände, die Vorboten der nahenden Reformation, das Alles zog an meinem Auge vorüber, und beschämt, aber auch freudig zugleich mußte ich bekennen, daß ich mich geirrt habe, und daß auch unsere Geschichte, wenn sie von den eben angegebenen Gesichtspunkten aus dargestellt werde, einen so reichen und interessanten Inhalt, eine so schöne und in sich geschlossene Entwickelung habe, wie nur die Geschichte jedes anderen Landes. Mit Bedauern sah ich daher auf die bisherige Vernachlässigung, welche ich der Geschichte unseres Landes hatte zu Theil werden lassen, und es reifte in mir der Entschluß, so viel in meinen Kräften stehe, Andere davor zu bewahren.

Das ist die Entstehungsgeschichte dieses Buches. Es ist vorzugsweise den Lehrern unseres Landes sowohl an niederen als höheren Schulen gewidmet und will ihnen ein Hülfsmittel beim Vortrage der meklenb. Geschichte sein. Ich habe mich auch in den kleinsten Dingen der größten historischen Treue befleißigt und für diejenigen, welche selbständig prüfen und weiter forschen wollen, am Schlusse in einer Reihe von Anmerkungen die literarischen Quellen angeführt. Sollte sich aber, was bei der unendlichen Fülle des Stoffes nicht unmöglich ist, irgendwo ein Fehler eingeschlichen haben, so bittet der Verfasser um gütige Nachsicht und Entschuldigung. Außer an Lehrer aber wendet sich dies Buch auch an geschichtsliebende Laien, an Studirende, insbesondere der Theologie, an die Mitglieder des hiesigen Seminars und überhaupt an die lernende Jugend unseres Landes, und möchte auch ihnen nach seinen Kräften zum Verständniß der meklenb. Geschichte behülflich sein.

Und so möge denn das Büchlein — dessen anderer Theil, so Gott will, bald folgen soll — hinausgehen und mit dazu beitragen, den geschichtlichen Sinn in der heranwachsenden Jugend unseres Vaterlandes zu wecken, damit sie, eingedenk der schweren Arbeit ihrer Väter und an ihrem Beispiele sich stärkend, nicht verzage, wenn auch jetzt wieder schwere und trübsalsvolle Tage über das neue Deutsche Reich kommen sollten, und damit sie, die Fehler und Untugenden der Vorfahren vermeidend, durch Gottesfurcht und Gerechtigkeit unser Volk erhöhen helfe! Das walte Gott!

Neukloster, den 12. November 1871.

Der Verfasser.

Druckfehler.

Seite	5	Zeile	1	von oben	lies	Meklenburg	statt Mecklenburg.
"	10	"	8	v. unten	"	aufs schönste	" aufs Schönste.
"	11	"	7	von oben	"	hat	" haben.
"	16	"	5	" "	"	Städter	" Städte.
"	16	"	7	" "	"	Castellaneien	" Castellanien.
"	17	"	1	" unten	"	Be-	" B
"	18	"	18	" oben	"	Naturbetrachtung	statt Natur.
"	62	"	3	" unten	"	Badevide	statt Bedevide.
"	68	"	9	" "	"	seinem	" seine.
"	73	"	20	" oben	"	wurden	" wurde.
"	111	"	9	" "	"	Jabel	" Zabel.
"	123	"	20	" "	"	808 ff	" 308 ff.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt: Die ältesten Bewohner Nordeutschlands und Meklenburgs.

1. Capitel: Die Lappen. 1
2. Capitel: Die Hünen. 2
3. Capitel: Die Germanen. 5

Zweiter Abschnitt: Die Zeit der Slaven. 595—1167.

1. Capitel: Das Vordringen der Slaven in Deutschland und ihre Kultur. 9
   1. Die Zeit der slavischen Einwanderung und die Unterjochung der deutschen Stämme zwischen Elbe und Oder. 9
   2. Die slavischen Bewohner Meklenburgs und ihr Leben. 12
   3. Das Recht und die Sitte der Slaven. . . 14
   4. Die Religion der Slaven 17
2. Capitel: Der Kampf der Slaven gegen die Deutschen um ihre nationale und religiöse Selbständigkeit. 21
   1. Geschichtliche Nothwendigkeit und allgemeine Uebersicht des Kampfes. 21
   2. Siegreicher Anfang und erfolgloses Ende der karolingischen Eroberungszüge. 780—911 22
   3. Erster Hauptkampf des Deutschthums und Christenthums gegen das heidnische Slaventhum. Schließlicher Sieg der Slaven. 919—1066. 26
   4. Innere Kämpfe der Slaven unter sich bis zum Ende der dänischen Herrschaft. 1066—1133. 35
   5. Zweiter Hauptkampf der christlichen Deutschen gegen das heidnische Slaventhum. Vernichtung seiner nationalen und religiösen Selbständigkeit. 1133—1167. 42

Dritter Abschnitt: Christianisirung und Germanisirung Meklenburgs. 1170—1227.

1. Capitel: Die politischen Ereignisse bis 1227. . . . 50
   1. Pribislav. 1167—1178. 50
   2. Heinrich Borwin I., Nicolaus von Rostock und ihre Nachfolger. — Die Zeit der dänischen Oberlehnsherrschaft. 1178—1227. . . . 52
   3. Heinrich der Schwarze, Graf von Schwerin. 53
2. Capitel: Die Ausbreitung des Christenthums im Obotritenlande durch die Bischöfe von Schwerin. 55

Seite

1. Bischof Berno als Missionar. 1158—1168. 55
2. Berno als Ordner und Hirte seines Kirchensprengels. 1168—1191. 57
3. Bischof Brunward v. Schwerin. 1193—1237. 59
4. Der Bisthümer Ratzeburg, Lübek, Havelberg und Kammin Wirksamkeit in Meklenburg. 61

3. Capitel: Die Germanisirung Meklenburgs. . . . 62
1. Die deutschen Kolonisten auf dem platten Lande 62
2. Die Städte und der Adel. 66
3. Deutsches Recht in Meklenburg. 67

Vierter Abschnitt: **Das germanische Meklenburg im Mittelalter. 1229—1523.**

1. Capitel: Die innere Zerrissenheit Meklenburgs. . . 68
2. Capitel: Steigende Macht und Blüthe der Hauptlinie Meklenburg. 71
1. Johann der Theologe und Heinrich I., der Pilger. (1229—1302.) 71
2. Heinrich der Löwe. (1302—1329.) . . 73
3. Albrecht II. (1329—1379.) 77
3. Capitel: Meklenburgs Verfall. 79
1. Die Linie Meklenburg-Stargard. . . . 79
2. Albrecht III., König von Schweden und Herzog von Meklenburg. (—1412). 80
3. Die Regenten bis 1507. 82
4. Heinrich der Friedfertige und Albrecht der Schöne. 84
4. Capitel: Kirchliche Zustände in Meklenburg. . . . 85
1. Die kirchliche Verfassung. 85
2. Kultus und Lehre. 86
3. Kirchliche Zucht. 89
4. Anfänge reformatorischer Bewegungen. . . 93
5. Die Juden. 95
5. Capitel: Mittelalterliches Leben in Recht, Sitte und Handel 98
1. Die Verfassung. 98
2. Gerechtigkeitspflege. 100
3. Die Fürsten, der Adel und die Bauern. . 102
4. Die Städte. 104

Anhang. 109
Anmerkungen. 109

Erster Abschnitt.

Die ältesten Bewohner Norddeutschlands und Meklenburgs.

1. Capitel.

Die Lappen.

Es ist bekannt und für den christlichen Geschichtsforscher unumstößlicher Ausgangspunkt der Geschichtsbetrachtung, daß erst seit den Zeiten, welche der Völkerscheidung und Sprachenverwirrung beim babylonischen Thurmbau unmittelbar vorausgingen und nachfolgten, von Mittelasien aus die Bevölkerung auch der übrigen Erdtheile stattgefunden hat. In gewaltigen Zügen eilten die Nachkommen Sems, Hams und Japhets nach Osten, Süden, Westen und Norden, und losgerissen von ihren heimischen Wohnstätten, umherirrend in den ungeheuren Wäldern, Wüsten, Gebirgen und Einöden, die seit den Tagen der Sündfluth keines Menschen Fuß betreten hatte, verloren sie bald die Bildung und Kultur, welche sie von ihren Vätern ererbt hatten, und gaben sich wieder einem wilden nomadisirenden Leben hin. Immer weiter zog es sie, nicht bloß nach Süden in die gesegneten Thäler des Indus und Ganges, nicht bloß nach den Küsten Arabiens und der heißen Sonne Afrikas, sondern auch nach Norden bis zu den Gestaden des Eismeeres an den Mündungen der Lena und des Ob, und von da weiter in die Tiefebenen Rußlands und bis zu den Eisbergen der Kjölen. Das Volk der Lappen, der mongolischen Rasse angehörend, war es, welches auf diese Weise in grauer Vorzeit den Norden Europas und die Küstenländer des baltischen Meeres mit seinem treuen Rennthier nomadisirend durchzog und seine Wanderungen bis nach Pommern, Meklenburg, Holstein, ja bis nach Thüringen und in die Gegenden des Rhein erstreckte. In Folge seines Jahrhunderte langen unsläten Nomadenlebens war dies Volk wieder auf eine sehr niedere Stufe der Kultur herabgesunken. Die schmale, niedrige und flache Stirn zeugte schon von geringer Ausbildung der geistigen Anlagen, von Mangel an Erfindungsgabe und Kunstsinn, während die starken, wulstigen Augenbrauenbogen und die hervorstehenden Backenknochen ein Ueberwiegen der sinnlichen Leidenschaften, der Raublust und der Kampfbegier,

verkündeten. Doch boten dem kühnen Nomaden seine Streitaxt aus Hirschhorn und die aus den Zähnen des wilden Ebers verfertigten Pfeilspitzen nur sehr unvollkommene Kriegswaffen, und sein Weib fand nur einen ärmlichen Halsschmuck an den auf eine Schnur gezogenen Zähnen des Hirsches. Starb der Lappe, so ward sein Leichnam in hockender Stellung, wie er während seines Lebens nach gethaner Arbeit so oft geruht hatte, entweder allein, oder in Gemeinschaft mit anderen, der Mutter Erde wieder übergeben; einige Knochengeräthe wurden den Abgeschiedenen zum Gebrauch im jenseitigen Leben nachgeworfen und dann die Grube wieder geschlossen. Nur eine geringe Erhöhung des Bodens zeigte dem Wanderer an, daß hier Menschen ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

2. Capitel.

Die Hünen.

Jahrhunderte lang hatten so gewiß die Lappen das nördliche Deutschland durchzogen, als sie von einem anderen Volke aus diesen Gebieten in die unwirthlichen Landstriche am nördlichen Eismeer zurückgedrängt wurden, von dem Volke der Hünen. Die Hünen, ohne Zweifel ein Stamm der großen Familie der Indogermanen, waren ein größeres, stärkeres und kräftigeres Geschlecht als die Lappen und verriethen schon durch ihre, wenn auch noch schmale, so doch schon höhere und gewölbtere Stirn eine größere Ausbildung der geistigen Anlagen. Sie waren ein Volk von Jägern und Fischern, geübt das Elen und den Bären zu erlegen und den Stürmen des Meeres zu trotzen. Ihren gewaltigen und riesigen Schaaren konnte es daher auch nicht schwer werden, die zerstreuten Nomadenzüge der Lappen zu verdrängen, um so weniger, da sie, dem Ursitze mittelasiatischer Kultur nicht so entfremdet wie jene, auch nicht auf eine so tiefe Stufe der Kultur herabgesunken waren. Denn der Hüne schwang im Kampf mit den Feinden nicht mehr die leichte Streitaxt aus Knochen, sondern den wuchtigen Streithammer aus Sandstein und Hornblende, oder die gewaltige eichene Keule; mit der Feuersteinlanze und den spitzigen Steinpfeilen wußte er seine Gegner aus der Ferne zu erlegen, und ein wohlgezielter Stoß mit dem schmalen aber scharf geschliffenen dreikantigen Steinmesser befreite ihn oft von der erdrückenden Umarmung des gehetzten Bären. In eignen Steinschleifereien, welche er gerne an den Küsten des Meeres (z. B. in Meklenburg bei Brunshaupten an der Ostsee) oder an den Ufern der Seen (bei Jabel am Cölpin, bei Plau) anlegte, fertigte und schärfte man auf Schleifsteinen von dunkelschwarzem Thonschiefer oder röthlichem Sandstein die Keile zum Spalten des Holzes, die Meißel zum Behauen der Steine, Jagdmesser und viele andere Geräthschaften, besonders auch solche, welche zum Fischfange nothwendig waren. Denn der Hüne siedelte sich am liebsten an den Ufern des Meeres und der großen Ströme, oder an den Gestaden

großer Seen an, welche ihm durch ihre zahlreichen Fische einen nicht allzu mühevollen Lebensunterhalt und seinem Unternehmungsgeiste ein willkommenes und anziehendes Feld darboten. Hier erhoben sich denn auch, zum Schutz gegen die wilden Thiere und gegen die Feinde an seichten Stellen ins Wasser hineingebaut, auf etwa 10 Fuß langen, eichenen Pfählen ruhend, die runden Pfahlbauhütten des Hünendorfes. Ein Zwischenraum von 6—8 Schritten trennte die einzelnen Hütten, und Balken sowie große Granitfelsen stellten eine Verbindung der einzelnen Hütten unter sich und mit dem Festlande her. Trat man in das Innere der aus Holz erbauten und wahrscheinlich mit Rohr oder Fellen gedeckten Hütte, so wandelte man auf einem Fußboden aus festgeschlagenem Lehm (Estrich), den die Hand der reinlichen Hausfrau mit weißem Seesande zierlich bestreut hatte. An der einen Wand befand sich der Herd, besetzt mit gradwandigen, dicken, thönernen Töpfen, welche aus freier Hand geformt und deren Thon mit gestampftem Granit oder grobem Sand durchknetet war. Einige Töpfe wurden augenscheinlich zum Kochen benutzt, andere dienten zur Aufbewahrung von wilden Birnen, Haselnüssen, Getreide und Milch, welche Rinder, Schafe und Ziegen reichlich gewährten. An einer andern Stelle aber befanden sich zierlichere Näpfe, Krüge und Schüsseln, mit und ohne Henkel, auch Urnen, nicht ohne Geschmack verziert, während auf dem Boden große, muldenförmig ausgehöhlte Steine lagen, in denen man Getreidekörner mit kleineren rundlichen Reibsteinen zu Mehl zerstieß. An einer andern Wand erblickte man die Steinspindel, womit die Frau des Hünen den Flachs spann, und längliche Steine aus Thonschiefer, welche zum Glätten der Gewebe, Geflechte und Näthe dienten. Kleine Halsbänder von birnen-, scheiben- und herzförmigen Bernsteinstücken hingen an kleinen Pflöcken von den Wänden herab, ohne Zweifel der Schmuck der Hausfrau. — In einem andern Winkel bewachte der treue Jagdhund die Geräthe seines Herrn, die halbmondförmige Steinsäge, den Bogen und die Fischharpune aus Eibenholz und sonstige Werkzeuge. Der kleine, im Walde gelegene Acker, der mit Steinkeilen aufgelockert ward, trug schon mancherlei Getreide und Flachs, auf den Wiesen weideten Pferde und Esel, Rinder, Schafe und Ziegen, das Schwein fand reichliche Nahrung im Walde an der Buchmast, und der Biber baute seine kunstreichen Häuser ungestört an den Ufern der Flüsse. Rehe, Hirsche, Wildschweine, Waldvögel, Fische lieferten dem Hünen neben seinen Hausthieren saftige Braten, und Haselnüsse und Birnen bildeten den Nachtisch bei den Festgelagen.

Doch nicht immer legten die Hünen ihre Wohnungen auf Pfählen an; nur zu leicht erfaßte bei starkem Sturm die hoch aufflackernde Flamme des Heerdes die Hüttenwände, und das ganze Dorf mit seinen Reichthümern und oft auch seine Bewohner fanden ihren Untergang in der Gluth des Feuers. Von solchen Pfahlbaubränden legen auch die Reste unserer mecklenburgischen Pfahlbaudörfer bei Gägelow, Wismar und Bützow ein beredtes

Zeugniß ab. Wegen dieser Gefahr zogen daher andere Hünen es vor, sich in der Tiefe der Erde in Höhlen anzubauen, deren innere Einrichtung den Wasserhütten aber im Ganzen entsprach, wie die Höhlenwohnungen von Drewskirchen, Roggow und Pölitz zeigen.

So war die Wohnung des Hünen rauh und wenig behaglich, und rauh verfloß ihm sein Leben, hingebracht in Jagd, Fischfang und geringem Ackerbau. Hatte er dann lebenssatt das Zeitliche gesegnet, so wurde sein Leib von den Ueberlebenden feierlich bestattet. In den älteren Zeiten der Hünen, als man der Bearbeitung des Steins noch nicht so kundig war, war die Beerdigung weniger großartig als später. Man wählte zunächst den Ort des Begräbnisses, in der Regel auf dem Gipfel eines Hügels. Auf dem natürlichen Erdboden (archäologisch: dem Urboden) bereitete man dann eine feste Tenne aus Thon, grobem Sand und Feuersteinstücken, die durch Feuer weiß ausgeglüht waren, eine Tenne, welche die Leiche gegen das Gewürme von unten schützen sollte. Diesen Raum umgab man dann mit riesigen Granitblöcken, deren Fugen mit kleineren Steinen ausgefüllt wurden, und legte die Leiche in sitzender Stellung, mit dem Gesicht gegen Osten gekehrt, hinein. Nachdem noch einige Waffen und Geräthe, sowie Gefäße, theils mit Erde, theils mit Speise und Trank gefüllt, hineingesetzt waren, schloß man die Kammer mit einem riesigen Granitblock, oft bis 5000 Pfd. schwer, und düster schaute nun das gewaltige Grab auf die schweigenden Wälder herab, bis es erst in unseren Tagen erbrochen und näher ergründet wurde. Oefter begrub man mehrere Leichen neben einander.

In den späteren Zeiten waren die Gräber etwas anders. Die Kammern aus Stein wurden nicht mehr mit einem, sondern mit 4 Decksteinen geschlossen und dann auch noch der Raum um die Steinkammer herum mit einem 4—8 Fuß hohen Erdhügel angefüllt, so daß die Steinkammer im Osten des Hügels, seltener in der Mitte zu liegen kam. In diesem Erdhügel wurden dann auch noch öfter Leichen, Urnen, Geräthe, Schmucksachen, auch Knochen, Pferdeköpfe und dergleichen beigesetzt, wahrscheinlich damit sie der Abgeschiedene im jenseitigen Leben in den Jagdgründen der Seligen benutzen sollte. Das so gebildete oft 120—150 Fuß lange Grab, im Volksmunde „Riesenbett" genannt, ward dann noch ringsumher mit großen Granitblöcken umgeben, welche bis auf wenige Fuß in die Erde eingegraben wurden. Diese Blöcke dienten theils zur Sicherheit gegen Zerstörung, theils zum Schmuck. Ja die Gräber besonders berühmter Helden bekamen wohl 2 solche Steinumwallungen. Andere Todte begruben die Hünen in Steinkammern, welche so tief innerhalb der Erde lagen, daß nur die Decksteine hervorragten; vielleicht sollte das Grab so besser gegen die wilden Thiere geschützt werden, vielleicht waren es auch Gräber ärmerer Leute.

In Mecklenburg finden sich Gräber von allen 3 Arten. Gewaltige Steinkammern erheben sich auf den Feldmarken von Alt-Sammit, Ruthenbeck und im Eversdorfer Forste, majestätische Riesenbetten bedecken Hügel bei Katelbogen, Naschendorf, Prieschendorf und Stuer, und verborgen in der Erde fand man bei Nesow in der Nähe von Rhena ein unterirdisches Grab. —

3. Capitel.

Die Germanen.

Wie lange das Volk der Hünen hier an den Küsten der Ostsee gewohnt hat, läßt sich nicht bestimmen, doch ist es gewiß, daß es seinen plötzlichen Untergang gefunden hat durch das Hereinbrechen eines ebenfalls dem indogermanischen Stamme angehörigen Volkes, durch die Germanen.

Die Germanen, dieses hochgewachsene, kräftige Geschlecht mit den gewaltigen Gliedern, mit dem goldgelben Haar und den von kriegerischem Feuer blitzenden Augen, Männer, die sich schon durch ihren Namen als die starken Söhne der Gebirge und des Waldes (Germane = Waldgebirgsbewohner) ankündigten, standen bereits auf einer höheren Stufe der Kultur, als die Hünen, und deshalb mußte es ihnen — wie immer dem gebildeten Volk gegenüber dem roheren — mit Leichtigkeit gelingen, die vorgefundenen Bewohner Deutschlands, Dänemarks und Scandinaviens zu unterjochen und zu vertilgen. Denn der Germane bediente sich nicht mehr wie der Hüne der steinernen Geräthe, sondern er gehörte schon dem Zeitalter der Metallbereitung an, und zwar der sogenannten „Bronzezeit". Aus Kupfer und Zinn, im Verhältniß von 85 : 15 gemischt, wußten nämlich die germanischen Bronzegießer, von denen einer z. B. in der Nähe von Holzendorf in Mecklenburg seine Gießerei hatte, starke Waffen, feste Schildbuckeln, Arm- und Beinschienen mit schönen, spiralförmigen Verzierungen, prächtige Opfervasen auf 4 vierspeichigen Rädern, Schalen und Näpfe zum häuslichen Gebrauch, Nadeln, Pfriemen, Messer und andere Gegenstände zu gießen. Der Goldarbeiter verfertigte schöne Kronen aus massivem Golde, dicke Armringe, Eidringe, die beim Eidschwur erhoben wurden, zierliche Brustheften und Kopfnadeln, lange spiralförmig gewundene Fingerringe und Armbänder aus einfachem und doppeltem Golddrath. — Wenn der germanische Held zur Jagd oder zum Kampfe auszog, so deckte wohl das goldene Diadem sein lang herabwallendes Haupthaar, das Bärenfell, das seine Schulter umwehte, ward auf der behaarten Brust von der prächtigen Heftel zusammengehalten, und am ledernen Gürtel hing das kurze, 2 Fuß lange doppelschneidige Bronzeschwert, der spitzige eherne Dolch und das gefällige Hifthorn. Während die Linke den mit ehernen Buckeln verzierten runden Lederschild schützend emporhob, schwang er in der starken Rechten den 3—4 Fuß langen Wurfspieß aus Eichenholz, der vorne mit einer wuchtigen, beil-

förmig auslaufenden Bronzespitze, der Framea, sonst auch Celt, Paalstaf, Streitmeißel genannt, versehen war und an einem langen Riemen nach gethanem Wurfe zurückgezogen werden konnte, um einen andern Feind verderbenbringend zu treffen. Den Unterarm sicherten Handbergen (Handringe) und Armschienen mit spiralförmigen Verzierungen gegen den feindlichen Speerwurf, und auch die Beine waren auf ähnliche Weise geschützt.

So zieht der Held von dannen, und nachdem schon lange sein Schlachtruf in der Ferne verklungen, schaut ihm sein treues Weib noch nach von der Schwelle der Hütte. Sie ist ihrem Gatten ebenbürtig an körperlicher Kraft und Schönheit. Ihr goldenes Haar wird gehalten von zierlichen goldenen Hefteln und Nadeln; Ringe schmücken auch ihre Arme, und Bernsteinperlen fließen in dichtem Kranze von ihrem Halse herab. Aber schöner noch als das Gold zieren sie die Tugenden der Arbeitsamkeit, der Treue, der Keuschheit. Durch die quadratförmige Thüröffnung, die von innen durch vorgeschobene Bretter geschlossen werden kann, kehrt sie in ihre runde, mit niedrigem Rasen- oder einem spitzeren Strohdach gedeckte Hütte zurück, um mit der bronzenen Spindel den Flachs zu spinnen, oder Thierfelle zu nähen. Bald lodert auch wohl das Feuer auf dem Heerde, um den kräftigen Meth für den sehnlich erwarteten Gatten zu bereiten, der ihn dann, müde von Kampf und Jagd, im Kreise der Genossen auf der Bärenhaut liegend, bald aus schönen ehernen Schalen und kleinen Thonnäpfen, bald aus den Hörnern des Urs, ja wohl gar aus den Schädeln erschlagener Feinde zu trinken pflegt.

Doch war in den älteren Zeiten der germanischen Kultur die Wohnung wohl noch nicht so bequem und das Leben noch nicht so behaglich durch mancherlei Gegenstände des Luxus, als es nach dem Bisherigen erscheint. Da erstieg der Germane vielmehr noch auf langer Leiter das Dach seines Hauses und ließ sich von oben in das Innere hinab, die Leiter weislich nach sich ziehend. So schützte er, wenn er von Hause fern sein mußte, sein zurückgelassenes Weib und die schutzlosen Kinder am besten gegen die Angriffe der wilden Thiere, des Bären, der Wölfe, Luchse und Urstiere. Andere bereiteten sich auch wohl wie die Hünen Pfahlhütten im See oder Höhlenwohnungen in der Tiefe der Erde.

Das ist das Bild, welches uns die hier in Meklenburg zahlreich gefundenen Alterthümer der Bronzezeit aus dem Leben seiner germanischen Bewohner vorführen. Aber auch von der Sorge für die Todten künden uns die zahlreichen sogenannten Kegelgräber, welche auf mehr als 150 verschiedenen Feldmarken, oft in Gruppen von 10—12, gefunden worden sind. Starb ein Germane, so ward sein Leichnam zunächst verbrannt auf einem Scheiterhaufen von Eichenholz und Wachholdersträuchen, der auf einem mit Steinen gepflasterten Platze von etwa 5 Fuß Länge und 3—4 Fuß Breite errichtet war. Die Gebeine sammelte man in eine gelbbräun-

liche, ungehenkelte, 8—10 Zoll hohe Urne mit dicken Wänden, die mit der Hand aus Thon, der mit Sandkies durchknetet war, ohne besondere Kunst gebildet und am offenen Feuer gehärtet war; einfache Verzierungen aus graden Linien schmückten ihren Bauch. Die Asche dagegen sammelte man in kleinere, dünnere, nur 6—7 Zoll hohe schwärzliche, auch mit spiralförmigen Verzierungen versehene, gehenkelte Urnen, und die Asche der edelsten Theile des Leibes, des Herzens und der Augen, wurde in kleineren, öfters geöhrten oder mit einem Henkel versehenen Urnen beigesetzt. Diese Urnen wurden dann alle in einem auf dem natürlichen Erdboden (Urboden) aus Granitfelsen errichteten Steingewölbe aufgestellt, in Gemeinschaft mit mancherlei Waffen, Geräthen, Schmucksachen, die der Abgeschiedene in Walhalla bei den Kämpfen und Gelagen vor den Thoren der Burg Odins gebrauchen sollte. Das so gefüllte Gewölbe wurde dann mit Steinen und einer Decke von Moos, Rasen oder Erde geschlossen. Oefters vereinigte man auch mehre Steingewölbe durch große darüber aufgeworfene Erdhügel zu einem einzigen Grabe, wodurch dann die bekannten 25—30 Fuß hohen backofenförmigen Gräber entstanden.

So begrub man die gemeinen Germanen. Starb aber ein Held, ausgezeichnet durch gewaltige Kriegsthaten, so ward seine Leiche nicht verbrannt, sondern unversehrt, entweder in gewaltigen Eichensärgen (wie die Kegelgräber zu Beckentin, Neukirchen und Ruchow zeigen), oder auch in Steinkammern (wie die Gräber im Herrberge bei Schwaan, das Grab von Brunsdorf und Petersberg erkennen lassen) beigesetzt. An der Grabstätte ward dann auch wohl ein großer Altar errichtet, mit einem mächtigen bronzenen Opferkessel in der Mitte, wie ihn die Gräber zu Peccatel und Gr. Methling zeigen; das geheimnißvolle vierrädrige Opferbecken ward herbeigefahren, und mit sicherem Stoße traf der Priester die Brust des Sclaven, der bestimmt war zur Ehre des Leichenbegängnisses seines Herren sein Leben dahin zu geben, vielleicht auch, ihm als Diener in das jenseitige Leben zu folgen.

Welchem Stamme der Germanen die Bewohner Meklenburgs, die also nach Obigem auf einer weit höheren Stufe der Kultur standen, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, angehört haben, ist nicht bekannt. Doch liegt die Vermuthung nahe, daß in älterer Zeit Cimbern und Teutonen hier ihr Wesen gehabt haben. Nachdem sie aber um 113 v. Chr., dem germanischen Wandertrieb folgend, nach Süden gezogen waren, siedelten sich andere Völker hier an, unter ihnen die Variner, deren Name sich durch die späteren slavischen Zeiten hindurch in den Orts- und Flußbezeichnungen Warin, Waren und Warnow erhalten hat. Diese letzteren Völker führten, wie die aufgefundenen römischen Alterthümer zeigen, einen regen Handel und Verkehr mit den Römern, die sich ja schon seit den Tagen Cäsars (etwa 55 v. Chr.) auch auf das rechte Rheinufer gewagt

hatten und dann unter Augustus und Tiberius bis tief in das Herz von Deutschland vorgedrungen waren. Zahlreiche römische Kaufleute durchzogen mit ihren Waaren schon zur Zeit des Augustus alle Länder bis zur Ostsee, und ihre hübschen Metallspiegel, die zierlichen Ohrbaumeln aus Gold, ihre Messer, Nadeln, Scheeren aus Gold, Silber und Eisen, die schönen römischen Münzen reizten die Germanen zum Ankauf, besonders das Eisen, und so beginnt denn schon vor Christi Geburt dies letztere Metall allmählich die Bronze zu verdrängen, und es bildet sich die germanische Eisenzeit, im Gegensatz zu der späteren slavischen die erste Eisenzeit genannt. Die großen Urnenfelder und Begräbnißplätze von Cammin bei Wittenburg, von Wotenitz bei Grevismühlen, welche früher fälschlich für Wendenkirchhöfe gehalten wurden, sowie der Begräbnißplatz von Neu-Stieten stammen aus dieser germanischen Zeit. Die Todten wurden zwar auch jetzt noch verbrannt und die Asche in Urnen gesammelt, aber diese Urnen wurden nicht mehr in Steinkammern und Hügeln beigesetzt, sondern in großer Zahl nebeneinander in die Erde eingegraben. Die Urnen dieser Zeit haben die Gestalt einer großen weitgeöffneten Schale von gefälliger Form und dunkelschwarzer Farbe und sind mit mäanderähnlichen oder hammerförmigen Verzierungen versehen, welche durch Linien aus kleinen viereckigen Punkten gebildet sind. In diesen Urnen finden sich neben Knochen und einigen Bronzen auch zahlreiche Geräthe aus Eisen, Silber, ja sogar aus Glas, welche letzteren drei in den Kegelgräbern noch nicht vorkommen; aber außerdem auch römische Alterthümer, Münzen, Kellen u. dergl., die bis in die Zeit des Augustus hinabreichen und uns daher zwingen schon eine durch Bekanntschaft mit den Römern hervorgebrachte germanische Eisenzeit anzunehmen. Daß römische Kaufleute aber selbst bis nach Meklenburg ihre Wanderungen ausdehnten, zeigen die römischen Gräber von Bibow und Häven, wo wahrscheinlich während des Zuges verstorbene Händler von ihren Genossen beigesetzt sind. Durch die Verbindung mit den Römern angeregt, bildeten dann die Variner, bei den alten Schriftstellern auch Weriner und Warner genannt, die Eisencultur immer weiter aus, und wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir schon bei ihnen eine Benutzung des im südwestlichen Meklenburg so häufig vorkommenden Raseneisensteins annehmen. Von den großen Umwälzungen der Völkerwanderung, welche die meisten übrigen germanischen Völkerstämme ergriff, wurden sie im Großen und Ganzen nicht berührt, denn nach dem Berichte des griechischen Schriftstellers Procop wohnten sie hier noch um 521 n. Chr. und bildeten den nördlichen Theil des großen Thüringerreiches unter Hermanfried. Als dieses dann im Jahre 530 den verbündeten Franken und Sachsen unterlag, fiel der südliche Theil desselben den Franken zu, während der nördliche, also auch die Variner, unter die Herrschaft der Sachsen kam. Doch nicht lange erfreuten sich diese der Erweiterung ihres Gebiets; denn schon in den nächsten

50 Jahren gingen alle Besitzungen auf dem rechten Elbufer an die Slaven verloren.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeit der Slaven. 595—1167.

I. Capitel.

Das Vordringen der Slaven in Deutschland und ihre Kultur.

1. Die Zeit der slavischen Einwanderung und die Unterjochung der deutschen Stämme zwischen Oder und Elbe.

Die Slaven, d. h. die „die Sprache Redenden," gehören ebenso wie die Hünen und Germanen dem indogermanischen Völkergeschlechte an und sind der dritte Stamm desselben, der in das nördliche Europa eingewandert ist. Vor den Zeiten der Völkerwanderung saßen die Slaven noch in den weiten Gefilden zwischen dem Wolchonskiwalde und den Karpathen, in jenen grasreichen Ebenen, die von dem Dniepr und seinen Zuflüssen durchströmt werden. In Folge der Völkerwanderung setzten aber auch sie sich in Bewegung und drangen im Laufe der nächsten Jahrhunderte weit nach Süden, Westen und Norden vor. Während einige ihrer Stämme die Balkanhalbinsel bis zum Peloponnes durchzogen und hier neue Wohnsitze fanden, ließen andere sich in den östlichen Thälern der Hochalpen nieder, wo sie ja noch jetzt sitzen in den Thälern der Sau und Drau bis an den Fuß des gewaltigen Terglou. Mähren und Böhmen, das alte Markomannenland, fielen den Czechen in die Hände, und Theile derselben gingen sogar über das Fichtelgebirge und besetzten das Bambergische. Im heutigen Königreich Sachsen, an der Elbe, im Meissenschen und weiter gegen Thüringen zu ließen sich die Sorben nieder, in der Mark Brandenburg aber die Wilzen, die Ausläufer sogar bis auf das linke Elbufer in die Gegend von Salzwedel, Lüchow und Dannenberg entsandten, eine Gegend, welche ja noch jetzt das hannoversche Wendland genannt wird. An der Küste der Ostsee saßen die Pommern, auf Rügen und im Lande Tribsees die Ranen. In Meklenburg war der Hauptstamm die Obotriten, und im östlichen Holstein vom Ratzeburger See bis an die Eider saßen die Wagrier als Grenznachbarn der Holsaten und Dithmarsen, Völker sächsischen Stammes. Alle die slavischen Völker wurden von den Deutschen auch mit dem gemeinschaftlichen Namen Wenden bezeichnet.

Die Einwanderung der Slaven in das nördliche Deutschland, welche uns hier allein interessirt, kann vor 530 nicht geschehen sein; denn bis

dahin saßen hier ja die Variner, welche den nördlichen Theil des Thüringerreichs unter Hermanfried bildeten. Andererseits aber muß sie vor 595 geschehen sein. Denn als in diesem Jahre der griechische Kaiser Mauritius die Avaren in Ungarn bekriegen wollte, wurden von seinen Spähern drei Leute eingebracht, welche auf Befragen erklärten, ihre Heimath liege am westlichen Ocean. Sie seien abgesandt, um dem Avarenchan, der um Hülfe gegen die Griechen gebeten habe, die abschlägige Antwort zu überbringen. Fünfzehn Monate hätten sie auf der Reise zugebracht, seien aber friedliche Männer, denn ihr Volk wohne in einem Lande, das kein Eisen hervorbringe. Der westliche Ocean ist aber die Ostsee, welche Griechen und Römer Ocean nannten, und ein Land, das kein Eisen hervorbringt, bedeutet eine Tiefebene: es zeigt uns daher dieser Bericht, daß die Slaven vor 595 in die Tiefebene an der Ostsee müssen eingewandert sein.

Wo blieben aber die alten Variner, welche bis 530 selbständig und später unter der Oberherrschaft der Sachsen diese Landstriche in Besitz hatten? Daß sie von den siegreichen Slaven gänzlich sollten ausgerottet sein, ist nicht anzunehmen; denn das wäre ein in der Geschichte einzigartiges Beispiel. Erklärlicher wäre eine Massenauswanderung derselben in das Gebiet der Sachsen. Indes da uns von einer solchen bei den alten Schriftstellern und Chronisten nirgends auch nur eine Andeutung begegnet, so ist auch dies nicht anzunehmen, und es ist daher am wahrscheinlichsten, daß die Slaven die nach hartem Kampfe überwundenen deutschen Bewohner der Länder zwischen Elbe und Oder zu Leibeigenen gemacht und als solche zum Anbau der Ländereien benutzt haben. Diese Ansicht findet sofort ihre Bestätigung durch das Vorkommen auffallend vieler Burgen gerade in den Ländern zwischen Elbe und Oder. Während wir in anderen slavischen Ländern, wie z. B. in Mähren nur 11, in Böhmen nur 15 Festen aufgeführt finden, zählt man in diesen Gegenden nicht weniger als 200. Man könnte hieraus schließen, daß die Bevölkerung dieser Landstriche nur dünn gesäet gewesen sei. Allein diese Ansicht wird wieder hinfällig durch die Berichte der deutschen Chronisten von der großen Zahl der Slaven auch in der Mark Brandenburg und in Meklenburg. Es bleibt daher nichts übrig, als anzunehmen, daß die slavischen Herren so zahlreicher Burgen bedurften, um ihre germanischen Leibeigenen in der gehörigen Unterwürfigkeit halten zu können, womit dann wieder jener andere Bericht aufs Schönste stimmt, daß bei großen Volkskriegen der Slaven die Fußtruppen von den Reitern oft mit Waffengewalt in den Kampf hätten getrieben werden müssen. Denn es war in der That den unterjochten Deutschen nicht zu verdenken, wenn sie nicht zum Nutzen ihrer Herren und zur Verlängerung ihrer Knechtschaft in den Kampf gegen ihre Stammesbrüder ziehen wollten.

Die Meinung, daß zu den Zeiten der Slaven auch Deutsche als Leibeigene in den Ländern zwischen Elbe und Oder gewohnt haben, wird aber

weiter bestätigt durch den Bericht eines alten Chronisten, daß zur Zeit König Heinrichs I. von Deutschland (919—936) die Bevölkerung der Mark Brandenburg aus Wenden und Sachsen gemischt gewesen sei, und durch die höchst auffallende Thatsache, daß im 11. Jahrhundert eine Nation der Luiticer, welche im östlichen Meklenburg und bis in die Uckermark hinein wohnten, neben wendischen Gottheiten auch die germanischen Götter Wodan, Thor und Freia angebetet haben, was sich doch nur durch die Annahme einer unterjochten germanischen Bevölkerung erklärt. Ja, diese germanische Bevölkerung erlangte sogar zur Zeit König Conrads II. (1024—1039), als durch die fortwährenden Kriege die Zahl der Slaven sehr geschwächt war, politische Freiheit und führte selbständig Kriege mit den Sachsen und den Dänen. Und bedenken wir nun vollends die außerordentlich schnelle, in der Geschichte beispiellose Wiedergermanisirung der Länder zwischen Elbe und Oder, die Unwahrscheinlichkeit, daß das seit Jahrhunderten durch viele Kriege heimgesuchte Sachsen eine hinreichende Anzahl von Colonisten für die eroberten Landstriche habe abgeben können, das rasche Verschwinden der slavischen Geschlechter, der slavischen Sitten und Sprache, und wie sehr die Erklärung aller dieser Thatsachen durch die Annahme einer deutschen Grundbevölkerung erleichtert wird, so werden wir uns dieser Ansicht um so leichter hingeben. Ein weiterer Beweisgrund für unsere Meinung ist auch das spurlose Verschwinden der slavischen Religion. Nirgends in Meklenburg findet sich auch nur eine Spur von Erinnerung an alte slavische Götter und Sagen, was doch beim Landvolk besonders zu erwarten gewesen wäre, wohl aber erhielt sich noch bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein altgermanisches Heidenthum in der Verehrung des Wodan, der Freia und des Thor. Der Spruch:

Ho Wode, ho Wode, Du goder,
Hale dinem Rosse nu voder,
Hale nu Disteln und Dorn,
Thom andern Jahr beter Korn!

ist noch jetzt in der Umgegend von Rostock in dem Munde der Kinder, und die heidnisch-germanischen Gebräuche in unserem Volksleben sind noch bis auf den heutigen Tag äußerst zahlreich. Alles dies erklärt sich nur dann, wenn wir neben den Slaven auch eine germanische Bevölkerung unseres Landes annehmen. Denn daß erst die deutschen Colonisten allen jenen heidnischen Aberglauben sollten eingeführt haben, erscheint mir nicht glaublich.

Der einzige stichhaltige Grund, der gegen die vorgetragene Ansicht beigebracht werden kann, ist die Thatsache, daß die Sprache in den Ländern zwischen Elbe und Oder die slavische war. Wenigstens berichten uns so die alten Chronisten, wie Einhard, Adam von Bremen, Helmold, und auch die christlichen Missionare, besonders Otto von Bamberg, predigten entweder in slavischer Sprache oder durch Vermittelung eines Dolmetschers. Indes

meine ich, daß durch diesen Bericht die Annahme einer nicht unbedeutenden germanischen Bevölkerung nicht ausgeschlossen wird. Denn wenn die Germanen die Unterworfenen, die Leibeigenen waren, welche in drückender Frohnarbeit die Ländereien zu bestellen hatten, so werden nicht gerade sie es gewesen sein, welche mit den christlichen Deutschen in Berührung kamen, sondern die freien Slaven, und so erklärt es sich, warum die in Frage stehenden Länder als Länder slavischer Zunge gekennzeichnet werden und weshalb die Missionare besonders in slavischer Zunge predigten. Und das thaten sie um so bereitwilliger, da sie ja eben die slavischen Herren gewinnen mußten, um in dem Lande dem Christenthum den Boden zu bereiten, und weil ja auch die germanische Grundbevölkerung in Folge des Umgangs mit den Slaven der slavischen Sprache nicht ganz unkundig gewesen sein wird. Im Uebrigen mußte auch im 12. Jahrhundert das sächsische Niederdeutsch dem oberdeutschen Bischofe Otto eine fast fremde Sprache sein, so daß er zur Verständigung mit Leuten, weche das erstere redeten, wohl eines Dolmetschers bedürfen mochte. Obwohl wir das Gewicht des letzterwähnten Grundes nicht verkennen, so bleibt uns doch nach allem Bemerkten als das Wahrscheinlichste das feststehen, daß die Slaven zwischen 530 und 595 in Meklenburg eingewandert sind, die alten Variner in schweren Kämpfen unterjocht und den Rest zu leibeigenen Sclaven gemacht haben.

2. Die slavischen Bewohner Meklenburgs und ihr Leben.

Es ist schon erwähnt worden, daß die eindringenden Slaven sogar bis in das östliche Holstein gekommen seien, und zwar saßen hier in dem Landdreieck, welches durch eine Linie von der Eckernförder Bucht bis Lübek abgeschnitten wird, die Wagrier. An diese schlossen sich südöstlich, um den Ratzeburger See herumwohnend, die Polaben, während in dem Küstenstriche, der sich vom Dassower Binnensee bis Kröpelin hinzieht die Obotriten ihre Sitze hatten. Den Osten Meklenburgs hatten die Leuticer oder Luiticer inne, welche sich wieder in vier Völkerschaften gliederten. Von Rostock bis Ribnitz saßen die Kissiner oder Chizziner; die Circipaner hatten, wie schon ihr Name anzeigt, das Land um die Peene herum in Besitz, und an sie schlossen sich an der Tolense die Tolenser und südlich bis in die Marken hinein die Redarer. Um die Müritz herum saßen die Morizaner, in der Gegend von Parchim die Warnaber, und von hier bis zur Schaal und als Grenznachbarn der Polaben die Smeldinger, denen sich südlicher die Linonen anschlossen.

Diese Völkerschaften ließen das Land, welches sie bewohnten, fast in demselben Zustande, in welchem sie es bei ihrer Einwanderung gefunden hatten. Die ungeheuren Wälder von Tannen, Buchen und Eichen, in denen der Schlachtruf der Germanen wiedergehallt hatte, blieben ungefällt, und noch im Jahre 1128 gebrauchte der fromme Apostel der Pommern,

Bischof Otto von Bamberg, fünf Tage, um einen großen Wald im mittleren Meklenburg zu durchziehen. Die Wittstocker Haide ist noch jetzt der Ueberrest des Waldes Bezunt, und im südwestlichen Meklenburg legen die Jabelhaide und der Hornwald bei Grabow noch heute Zeugniß ab von den gewaltigen Holzungen jener Zeit. Auch der Klützer Ort war früher ein herrliches Waldgebiet, wie sein alter Name Silva Clutze (Wald Klutze) anzeigt. Viele andere Gegenden aber waren von Sümpfen und Morästen bedeckt. So bot denn Meklenburg dem Wilde einen willkommenen Zufluchtsort, und es kann uns nicht wundern, wenn wir noch den Auerochsen und das Elen, Bären, Wölfe, Luchse, sowie Auerhähne als Bewohner desselben erwähnt finden. In Pommern gab es in jener Zeit noch wilde Pferde.

Der Natur des Landes entsprechend erwarb der Wende seinen Lebensunterhalt hauptsächlich durch den sogenannten Wald-Bau, d. h. durch Viehzucht, Jagd und Fischerei, von denen besonders die letztere durch die vielen Seen und Teiche des Landes, sowie durch die Nähe der Ostsee begünstigt wurde. Ganze Dörfer widmeten sich diesem einträglichen Gewerbe, und der Name Kietz bezeichnet noch jetzt in Städten wie Waren, Bützow und Neustadt den Ort, wo Fischerhütten standen. Die Fische wurden bald frisch genossen, bald am Herd gedörrt; oder man salzte sie ein, wozu die zahlreichen Salzlager der Ostseeländer reichliche Mittel boten. Eifrig betrieb der Wende auch die Bienenzucht; das Land floß über von Honig, wie die alten Chronisten melden; der Ackerbau dagegen wurde nicht so gepflegt, und die Bestellung der Ländereien den deutschen Leibeigenen übertragen. Schon damals wendete der Pflug den Acker, und die Sichel mähte das reife Getreide, welches hauptsächlich in Roggen, Weizen und Gerste bestand. Hanf und Flachs erfreuten sich besonderer Pflege. Auch der Gartenbau war den Wenden nichts Fremdes. So war in Pommern im Anfang des 12. Jahrhunderts Ueberfluß an Mohn, Hülsenfrüchten und Obst, und ein welscher Nußbaum wird mit Bewunderung erwähnt. Um den nöthigen Wein für das heilige Abendmahl zu gewinnen, ward seit Einführung des Christenthums auch der Weinbau betrieben. Otto von Bamberg brachte zuerst fränkische Reben nach Pommern. Von hier kamen sie nach Meklenburg, wo im 13. Jahrhundert Weinberge zu Güstrow, Neukloster und Schwerin erwähnt werden, welche sich bis in die Zeiten der Reformation erhielten. Doch war der Saft dieser Trauben so sauer, daß die Fürsten es sich 1552 in einem Schreiben an den Rath von Plau ernstlich verbaten, ihren Gesandten solches Getränk vorzusetzen, da sie es nicht gewohnt seien, so sauren Wein zu trinken.

Der Wende aber trank keinen Wein, sondern Bier, das er aus Gerste, oder Meth, den er aus Honig trefflich zu bereiten wußte. Zur Gewinnung des Mehls für sein Brot diente ihm noch die alte steinerne Handmühle, welche wir schon bei den Hünen kennen lernten. Windmühlen gab es im

Mittelalter noch nicht, und Wassermühlen führten erst die sächsischen Colonisten ein.

Seine Kleidung bereitete der Wende selbst. Die Leinewand zu seinem Untergewande webte er am Webstuhl aus selbstgebautem Flachs und wahrscheinlich auch die gröberen Wollenstoffe, während die feineren Zeuge für die Obergewänder aus Sachsen eingeführt wurden. Außer dem Ober- und Untergewande trug der Wende noch einen kleinen runden Hut und Schuhe oder Stiefeln; barfuß zu gehen war ein Zeichen äußerster Armuth.

Der Bearbeitung der Metalle war der Wende wohl kundig, wie die zahlreichen wendischen Alterthümer und Schmucksachen, welche man in Meklenburg gefunden hat, bezeugen. Neben der Schleuder schwang der Wende im Kampfe die Streitaxt und den Wurfspieß. Im Nahkampf zog er das blitzende Schwert, während der runde Schild ihn deckte. Auch Götzenbilder aus Gold und Silber hatten die Wenden. Die Metalle bezogen sie theils aus Sachsen, theils aus Schweden; auch haben sie zur Gewinnung des Eisens den Raseneisenstein benutzt.

Die Bauten der Wenden sind nicht bedeutend, Häuser aus Stein waren bei ihnen ungewöhnlich; die meisten waren aus Holz und Lehm. Dagegen müssen die Wenden tüchtige Schiffsbauer gewesen sein; denn sie trieben einen ausgebreiteten Handel mit Dänemark und Schweden — die alte berühmte Stadt Birca ward oft von ihnen besucht — und als Seeräuber waren sie weit gefürchtet.

Aber der Handel der Wenden ging nicht blos nach Norden. Aufgefundene arabische und griechische Münzen zeigen, daß er sich über Rußland nach dem Orient erstreckte. Jom und Jumne an der Mündung der Swine war der Hauptstapelplatz, ein Ort von so fabelhaftem Reichthum, daß Adam von Bremen ihn den größten des heidnischen Europa nennt. Neben Julin (Wollin) ragt besonders Stettin hervor. In Meklenburg war Rerik in der Gegend des heutigen Wismar die Haupthandelsstadt, in Wagrien Starigard (Altenburg, Oldenburg) und Alt-Lübek. Außerdem gab es verschiedene Märkte d. h. Plätze, wo gehandelt wurde. Große Handelsstraßen verbanden die wichtigsten Märkte mit sächsischen Städten wie Hamburg, Magdeburg, Bardovik (bei Lüneburg). Die Gegenstände des Handels aber waren hauptsächlich Zeuge, Salz, Fische und Menschen.

3. Das Recht und die Sitte der Slaven.

Ein allgemeines Recht der Person kannte der Slave nicht. Als frei gilt ihm nur der Genosse seines besonderen Stammes, nicht einmal jeder Wende überhaupt, geschweige der Fremde. Aus diesem Gefühl der Verachtung gegen seine Feinde erklärt sich denn auch die Treulosigkeit und Grausamkeit des Wenden im Kampfe; ja selbst beschworene Verträge bricht er ohne Scheu. Wie man aber oft die größesten Gegensätze neben ein-

ander findet, so zeigt sich auf der andern Seite der Wende wieder duldsam gegen den Ausländer, so daß er es ihm sogar erlaubt, sich in seinen Handelsstädten niederzulassen. Vor allem aber übt er auch gegen sie die Tugend der Gastfreundschaft. Es wird erzählt, daß in Stettin jeder Hausvater ein Gemach hatte, worin stets ein gedeckter Tisch für unvermuthete Gäste stand. Ja, während Dieberei sonst unbekannt war — Schlösser und Riegel gab es im Wendenlande nicht — stahl man selbst zum Zwecke der Gastfreundschaft. Denn so hieß es bei den Wenden: „Was Du des Nachts gestohlen hast, sollst Du am Morgen an Gäste wieder austheilen.“ Wer aber die Gastfreundschaft verweigerte, galt für ehrlos, und sein Haus und sein Hof konnten in Brand gesteckt werden.

Die Frauen hatten bei den Wenden eine sehr untergeordnete Stellung, was schon daraus hervorgeht, daß die Vielweiberei herrschte. Doch scheint eine Frau die Bevorzugte gewesen zu sein. Auch wurde die Verbindung der Frau mit dem Manne so eng gedacht, daß sie sich häufig beim Tode desselben verbrennen ließ. Töchter galten als eine Last, und es war daher nicht ungewöhnlich, daß sie bald nach der Geburt getödtet wurden; die Söhne dagegen wurden von den Eltern sehr geliebt, und sie theilten nach dem Tode derselben entweder das väterliche Vermögen, oder sie besaßen es gemeinschaftlich. Doch hatten sie andererseits die Verpflichtung, sich der alten und schwachen Eltern anzunehmen. Daher finden wir bei den Wenden keine Arme und Bettler. Aber auch hier findet sich neben der fürsorgenden Liebe wieder ein höchst unmenschlicher Zug im Charakter des Wenden. Im Falle der Kriegsgefahr läßt er nämlich alles in Stich, selbst Weib und Kind; das eigene Leben ist ihm das Höchste. Und bei eintretender Hungersnoth trägt er kein Bedenken, selbst seine Eltern zu essen; denn die Kinder hätten doch mehr Recht dazu, als die Würmer, meinte man.

Hinsichtlich ihrer politischen Stellung zerfallen die Wenden in zwei Klassen, in Freie und Unfreie. Die Freien gliedern sich wieder in die niederen Freien und in die Edlen oder Herren.

Unter den niederen Freien haben wir die Landbevölkerung und die Bewohner der Städte zu verstehen. Nach der Anschauung unserer Zeit waren diese Leute eigentlich nicht frei, denn sie hatten nicht das Recht, ihren Besitz ohne Zustimmung des Herrn zu veräußern, mußten auch von ihrer Hufe eine Abgabe geben und selbst dem Herrn in manchen Dingen zu Dienste sein, so daß ihr Verhältniß fast dem der leibeigenen Bauern gleich zu sein scheint. Dennoch aber waren diese Bauern — zum Unterschiede von den leibeigenen Bauern, welche wohl aus den unterworfenen Barinern entstanden, Zehntbauern genannt — frei, denn sie hatten das Recht, Waffen zu tragen. Der freie Bauer ging daher stets mit dem Speer in der Hand, und das war im Mittelalter das Zeichen des freien Mannes.

Gleiches Recht der Waffenfähigkeit wie die Zehntbauern hatte die

städtische Bevölkerung. Hierunter haben wir aber nicht Bewohner von Städten in unserem Sinne zu denken, sondern Leute, welche sich in dorfähnlicher Zerstreutheit um eine der zahlreichen Burgwälle des Landes angesiedelt hatten und hier Gewerbe trieben. Im Gegensatz zu ihnen hießen die Bewohner der Burgen Bürger. Beide, Städte und Bürger, standen unter dem Burgwart oder Castellan (Zupan). Das ganze Land zerfiel in eine größere oder geringere Anzahl solcher Castellanien.

Die allgemeinen Landesangelegenheiten wurden entweder auf Herrentagen, wo blos die Edeln zusammen kamen und Stimmenmehrheit den Ausschlag gab, oder auf Landtagen, an welchen auch die niederen Freien Theil nahmen, berathen. Auf den letzteren war Stimmeneinheit nothwendig, wenn ein Vorschlag zum Beschluß erhoben werden sollte, und diese wurde beim Widerspruch Einzelner nöthigenfalls durch Gewalt, d. h. durch Stockschläge oder Verbrennung des Gehöftes, hergestellt.

Die Herren- und Landtage wurden von den Fürsten berufen. Ob es bei allen wendischen Stämmen Fürsten, Herzoge oder Könige [Knese] gegeben hat, läßt sich nicht nachweisen; gewiß aber ist es, daß bei den Obotriten vom achten Jahrhundert an eine ununterbrochene Reihe von Herzogen geherrscht hat. Die Würde war erblich. In der Regel folgte der älteste Sohn dem Vater unter Zustimmung des Volkes. War dieses aber dem Thronfolger nicht günstig gestimmt, so fiel die Krone auch wohl einem jüngeren Sohne zu.

Die Fürsten galten als Herren des Landes, weshalb es beim Verkauf von Erbgütern ihrer Zustimmung bedurfte. Die Bauern mußten ihnen einen Zins in Korn (Poradlne) entrichten, ebenso einen Zins von Baustellen. Alles wüst liegende Land und gestrandete Gut gehörte dem Fürsten. In jeder Feste hatte er seine Pfalz d. h. Haus und Hof, welches Bauern und Städter in baulichem Zustande erhalten mußten. Auch mußten sie durch Lieferungen von Vieh und Korn für den Unterhalt des Fürsten sorgen und ihm bei seinen Jagden behülflich sein, obwohl es zweifelhaft ist, ob dieses landesherrliche oder grundherrliche Gerechtsame waren.

Das höchste Amt des Fürsten war das Kriegsherrenamt. Als solchem gehörten ihm alle Burgen, welche er nach Belieben erbaute und zerstörte. Die hauptsächlichsten Burgen im Obotritenlande waren: Suerin (Wildgehege), Dobin am Nordrande des Schweriner Sees in der Nähe des Döpe-Sees, Ilow südlich von Neubukow, Kussin an der Stelle des jetzigen Neukloster, besonders aber Meklenburg südlich von Wismar. Andere meklenburgische Burgen sind: Werle bei Schwaan, Butissin (Bützow), Dargun, Dimin, Starigard (alte Burg), Malchow, Röbel, Kutin am See Kuzin (Plauer See), Parchim, Grabow, Raceburg, Gadebuz (Gadebusch). Zur Vertheidigung dieser Burgen

waren Edle und Bauern verpflichtet, wie denn überhaupt alle Freien zum Waffendienst verbunden waren, die Edlen zu Roß, die Bauern zu Fuß.

Die Gerichtsbarkeit übte die Gemeinde durch Schöffen aus, deren Berathungen ein fürstlicher Beamter leitete. Der Ort der Versammlungen war öfter ein heiliger Hain, wie z. B. der des Prove in Wagrien, wo am Montage Urtheile gesprochen wurden. Leibes- und Lebensstrafen wie die Deutschen kannten die Wenden nicht. „Bei den Christen," meinten z. B. die heidnischen Stettiner, „giebt es Diebe und Räuber, man haut ihnen die Füße ab, beraubt sie der Augen, alle Arten von Verbrechen übt der Christ gegen den Christen; eine solche Religion bleibe fern von uns." Doch scheinen Stockschläge als Strafe selbst gegen Freie üblich gewesen zu sein, und die größten Verbrechen wurden auch wohl mit dem Kreuzestode belegt. Die höchste Strafe war der Verkauf in die Sclaverei. Bei persönlichen Beleidigungen und Verletzungen galt auch bei den Wenden die Blutrache. Gottesurtheile und dergleichen finden wir in den ältesten Zeiten nicht; selbst der Eid wurde selten gestattet. Denn, hieß es, wer bei einem Gott schwöre, schwöre einem andern gewissermaßen ab, da unter den Göttern gegenseitiger Neid herrsche. —

4. Die Religion der Slaven.

Da die Wenden selbst keine schriftlichen Denkmäler hinterlassen haben, auch wohl der Kunst des Schreibens, abgesehen von einigen Runenzeichen, unkundig waren, so sind wir auch hinsichtlich der wendischen Religion auf die Nachrichten der deutschen Chronisten beschränkt. So mannigfaltig diese nun auch sind, so lassen sie uns doch zu keiner einheitlichen Anschauung der wendischen Religion gelangen. In Kürze zusammengefaßt, bietet sich uns folgendes Bild:

Nach wendischer Anschauung wohnt im Jenseits, im Himmel, ähnlich dem Allfadur der Germanen, ein ungenannter Gott der Götter, der allen zu gebieten hat, aus dessen Blute alle übrigen Götter, böse und gute, hervorgegangen sind. Je näher diesem, desto trefflicher, je ferner ihm, desto böser ist jeder von ihnen. Während aber der ungenannte Gott der Götter sich um die irdischen Dinge gar nicht bekümmert, stehen alle übrigen Götter in einer engen Beziehung zu den Dingen dieser Erde und zu dem Leben des Menschen.

Von der großen Zahl von Göttern, welche die Wenden hatten, sind uns im Ganzen nur 22 Namen aufbewahrt. Diese 22 Götter lassen sich in 2 Klassen zerlegen, nämlich in solche, welche Personificationen von Naturkräften, und solche, welche Personificationen von ethischen Begriffen sind. Wir sehen hieraus, daß bei den Wenden die Entwickelung der Religion denselben Gang genommen hat, wie bei allen übrigen Völkern.

Der Ursprung aller heidnischen Religionen ist zu suchen in dem B

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

wußtsein des Menschen, von einer Macht, welche ihm fremd ist, abhängig zu sein, ein Bewußtsein, welches sich auch bei den noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Völkern findet und daher mit Recht als Rest der ursprünglich anerschaffenen Gottesgemeinschaft betrachtet wird. Dieses Bewußtsein einer Macht außer ihm, oder, wie wir auch sagen können, von Gott, treibt nun den Heiden, dieselbe zu suchen, und was ist wohl natürlicher, als daß er sie zu finden glaubt in den segenbringenden und vernichtenden Kräften der Natur, denen gegenüber er täglich seiner Ohnmacht inne wird?

So ist der Anfang aller heidnischen Religion Naturreligion, und so war es auch bei den Wenden. Siwa, die Lebensgöttin, ist es, die er vor allen verehrt. Sie ist am meisten der römischen Ceres vergleichbar. Denn sie läßt die Saaten sprießen, und sie giebt dem Gesproß Wachsthum und Gedeihen. Ja, wenn der Frühling ins Land zieht, verwandelt sie sich in einen Kukuk und verkündet durch ihren Ruf dem Menschen seiner Lebenstage Länge. Ihr zur Seite stehen andere Götter, wie Gerovit, der Frühlingssieger, Porevit, der Waldsinger, Porenuz, der Waldverkürzer; wie man sieht, lauter Götter, welche ihre Entstehung der Natur verdanken.

Aber der Geist des Menschen findet bald, daß noch andere Mächte es sind, von denen er abhängig ist, als die Kräfte der Natur. Er findet sein Geschick im öffentlichen und privaten Leben, bedingt nicht blos von seinem Willen, sondern von einer allmächtig wirkenden Macht, welche das Gute belohnt und das Böse bestraft, welche Glück und Unglück sendet nach ihrer Wahl. Es bildet sich ein Recht und eine Sitte, welche der Einzelne nicht gemacht hat, sondern in welche er hineingeboren wird, denen er sich unterstellt fühlt, und so meint er, daß auch diesem Allen eine Persönlichkeit zu Grunde liegen muß, und auch sie denkt er nun als einen Gott. So schließt sich an die Naturgötter eine zweite Reihe von Gottheiten, welche Personificationen ethischer, sittlicher Mächte und Begriffe sind, und während die Naturgötter in der Regel nur Stammgötter sind, sind diese Götter meistens Volksgötter, allen Stämmen gemeinsam. So kennt denn der Wende auch einen bösen und schwarzen Gott, von dem alles Unheil stammt, den Zernebog, und einen weißen Gott, Svantevit, den lichten Sieger, auch Gott des Krieges, sowie Prove, den Gott des Rechtes, besonders verehrt in Wagrien. Kriegsgötter waren auch Triglav und Radegast, letzterer Stammgott der Obotriten und Redarer; Goderac war Stammgott der Kessiner.

Der Tod, dieses Räthsel für alle heidnischen Völker, gab auch den Wenden zu denken. Deshalb kann es uns nicht wundern, wenn er der Machtwirkung von Göttern zugeschrieben wurde. Smertnitza ist die Todesfrau. Weiß gekleidet schleicht sie durch die Dörfer, und das Haus, in welches sie tritt, hat bald eine Leiche. Pochen und Werfen verkündigen

ihre Anwesenheit, und die Zuckungen des Sterbenden sind das Zeichen, daß sie sich seiner bemächtigt. Noch jetzt wird in der Lausitz im Frühling eine Strohpuppe, das Bild der Smertnitza, ausgetragen und verbrannt. „Den Tod haben wir ausgetragen, den Sommer bringen wir heim, heißt es da. —

Pschipolnitza, die Jägerin, schleicht in Flur und Wald umher und erschreckt alle, die ihr zu nahe kommen; nur wer ihr stets zu widersprechen versteht und das Vaterunser rückwärts ohne Anstoß hersagen kann, bleibt verschont, hieß es später in der christlichen Zeit. —

Der Feuermann wandelt feurig im Walde oder wälzt sich auf der Erde umher; sein Erscheinen kündet Unheil an. Auch überfällt er die Wanderer des Abends und drückt sie zu Tode. Ertrinkt Jemand, so hat ihn der Wassermann in die Tiefe gezogen. Leeton, dem Alb der Germanen vergleichbar, reitet des Nachts die Pferde der Bauern heftig, und nur ein in die Krippe gelegter Pferdekopf verscheucht ihn. —

Selten aber begnügt sich ein Heide mit dem Bewußtsein der göttlichen Macht; er muß ein Bild haben, zu dem er beten kann, und das Bild bedarf des Schutzortes. Daher finden wir bei den Wenden auch Götzenbilder und Tempel. Die Bilder sind mannigfach. Häufig sind sie nichts weiter als mit Waffen behängte Pfosten, in welche der Name des Gottes mit Runenzeichen eingeschnitten ist. Andere Bilder sind aus Holz, Erz, auch aus Gold und Silber, oft mit zwei, drei und mehr Köpfen, auch mit mehreren Gesichtern. So hatte Svantevit vier Köpfe, welche nach den vier Himmelsgegenden gewendet waren, Triglav drei Köpfe, Poremuz fünf Gesichter. Die Zahl der Köpfe zeigt ohne Zweifel die Zahl dessen an, worüber sich die Herrschaft erstreckt, denn das Haupt ist das Symbol der Herrschaft. So herrscht dann Svantevit über die ganze Erde nach allen vier Himmelsgegenden und Triglav über Himmel, Erde und Unterwelt. Die verschiedenen Gesichter bezeichnen aber wohl die verschiedenen Perioden der Herrschaft.

Die Tempel der Wenden waren sehr einfach. Vier Pfähle, mit Vorhängen umspannt und von einem Dach überwölbt bilden den Tempel, der im Innern ein ebenso abgegrenztes Heiligthum mit dem Standbild des Gottes enthält. Die Tempel der Wenden lagen entweder in bewohnten Orten oder in der Nähe derselben, wie z. B. der Tempel des Triglav zu Stettin, die Tempel zu Brandenburg und Plön und hier in Meklenburg der Tempel bei Malchow; oder aber sie lagen auch in unbewohnten Burgwällen, wie der Tempel des Svantevit zu Arkona, der Tempel des Radegast zu Rhetra, der von einem tiefen, einem Meere ähnlichen See umschlossen war, über welchen eine lange hölzerne Brücke führte, und der Tempel des Svantevit auf der heiligen Insel, swante Wustrow.

Die Götter der Wenden hatten auch bestimmte Feste, welche jährlich wiederkehrten und mit dem Wechsel der Jahreszeiten in Verbindung standen.

Das Jahr begann im März. Der Gottesdienst bestand in der Darbringung von Opfern, verbunden mit Gebet. Die Opfer waren Dank- und Sühnopfer, und die letzteren bestanden nicht blos in der Darbringung von Thieren, sondern auch von Menschen. Hieraus geht hervor, daß auch die Wenden ein Bewußtsein von Sünde und Schuld hatten, sowohl im öffentlichen Leben, als im Leben des Einzelnen. Nur einen Gott hatten sie, der die Sünde nicht strafte, den Triglav. Ihm wurden daher auch nur Dankopfer dargebracht; aber sein Angesicht war auch stets verhüllt, zum Zeichen, daß er die Sünde nicht sah.

Das Verlangen, die Zukunft zu erfahren und den Willen der Götter zu erforschen, ist allen Menschen eigen, zum Zeichen und zur Erinnerung daran, daß nicht wir es sind, die unseres Lebens Schicksale bestimmen. So hatte denn auch der Wende allerlei Mittel, den glücklichen oder unglücklichen Ausgang seiner Unternehmungen zu erforschen. Auf Rügen zeichneten die Frauen, ohne zu zählen, Striche in die Asche. War die Zahl nachher gerade, war das Unternehmen glücklich, war sie ungerade, war es unglücklich. Das Thier, welches dem Ausgehenden zuerst begegnete, zeigte Gelingen oder Mißlingen eines Geschäftes an. Auch durch Loose und aus Bechern ward geweissagt. War aus dem Trinkhorn des Svantevit nichts vom Meth geschwunden, so war das Jahr gesegnet; im andern Falle folgte Mißwachs. Bei Kriegszügen erkannte man zu hoffenden Sieg daraus, wenn die heiligen Pferde Svantevits oder Triglars, über mehrere am Boden liegende Lanzen geführt, keine mit dem Fuße berührten.

Die Vollziehung der Opfer und die Deutung der Orakel kam dem bei den Wenden sehr angesehenen Priesterstande zu. Die Priester trugen weiße Kleider und ließen das Haar lang herabwallen; ihren Lebensunterhalt zogen sie aus den Tempelgütern und dem Zehnten. Sie waren sehr angesehen und hatten dadurch, daß sie die Orakel der Götter deuteten großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Volkes. Neben dem Priester des Svantevit zu Arkona, der sogar den rügischen König überragte, hatten die Diener des Radegast zu Rhetra die größte Macht.

So glaubte der Wende seine Götter, so verehrte er sie. Das Bild ist nur dürftig; aber es läßt erkennen, daß seine religiösen Vorstellungen denen der Germanen an Tiefe und Großartigkeit bei weitem nicht gleich kommen. Das zeigt sich auch noch in seiner Ansicht vom Wesen des Menschen und seiner Aufgabe. Auf die Frage nach Ursprung und Ziel des menschlichen Lebens hat, wie die meisten Heiden, auch der Wende keine Antwort. Zwar besteht auch ihm der Mensch aus Leib und Seele; aber während die Seele des tapferen Germanen nach dem Tode von den Walkyren in den herrlichen Festsaal Allfadurs auf Walhalla geführt wird, ist es für den Wenden mit dem Tode aus. Mit dem ausströmenden Blute entfliegt die Seele der Wunde des Sterbenden und flattert nur noch so lange zum Schrecken aller

Vögel mit Ausnahme der Eule von Baum zu Baum, bis der Leichnam verbrannt und die Asche in der Urne beigesetzt ist; dann ist es aus — der Mensch kehrt mit dem Tode in das Nichts zurück. Einige, die nicht so tief gesunken waren, glaubten an ein Schattenleben nach dem Tode und schrieben der abgeschiedenen Seele manche böse Einflüsse auf die Ueberlebenden zu. Um diese abzuwenden, brachte man alljährlich Todtenopfer, indem man Speisen, Getreide und Leinsamen auf die Gräber legte.

Die Begräbnißplätze der Wenden waren sehr einfach. Ein ebener Platz in der Nähe der Stadt oder des Dorfes ward dazu erwählt, und hier wurden die Todtenurnen, angefüllt mit Asche und mancherlei Geräthen, Waffen und Schmucksachen, umgeben von drei bis vier kleinen tafelförmigen Steinen und mit einem eben solchen verschlossen, in langen Reihen neben und auch übereinander, ein bis zwei Fuß tief unter der Erde eingegraben. Zuweilen begruben die Wenden auch ihre Todten. Der größte in Meklenburg aufgefundene Wendenkirchhof ist der von Bartelsdorf bei Rostock.

2. Capitel.

Der Kampf der Slaven gegen die Deutschen um ihre nationale und religiöse Selbständigkeit. —

1. Geschichtliche Nothwendigkeit und allgemeine Uebersicht des Kampfes.

Der Hauptgrund, weshalb die Slaven mit so großer Leichtigkeit in Mitteleuropa eindringen und die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung unterjochen konnten, liegt darin, daß die bedeutendsten und kriegerischesten Stämme der Germanen ausgewandert und in das römische Reich übergesiedelt waren, um die verdorrten Adern dieses gewaltigen Staatskörpers mit neuem Lebensblute zu erfüllen und auf den Trümmern des stolzen Gebäudes der altclassischen, griechisch-römischen Kultur nicht blos neue Reiche, sondern auch eine neue Periode vorzugsweise germanischen Geisteslebens zu begründen, in welcher wir uns noch jetzt befinden. Indem die Germanen aber so ihre heimischen Gaue verließen und die weiten Landstriche von den Mündungen des Rheins bis zum Wüstenrande der Sahara, von den Küsten des schwarzen Meeres bis zu den Gestaden des mittelländischen und atlantischen Oceans in Besitz nahmen, neue Reiche in denselben stifteten und sich mit den Urbewohnern und eingewanderten Römern vermischten, erfüllten sie nur zum ersten Male die eine Seite der großen weltgeschichtlichen Mission, zu welcher Gott der Herr unser Volk offensichtlich bestimmt hat, nämlich ein Bindeglied zwischen allen Völkern der Welt zu sein. Indem unsere Vorfahren aber in den folgenden Jahrhunderten auch mit der Kultur des römischen Reichs bekannt wurden, indem sie weiter auch dem Christenthum

bei sich Eingang gestatteten und es alsbald mit der dem Deutschen eigenthümlichen Innerlichkeit und Geistestiefe erfaßten, wurden sie befähigt, auch der zweiten Seite jener gottgeordneten weltgeschichtlichen Mission zu genügen, nämlich ein Träger der Kultur und des Christenthums über die ganze Erde hin zu sein. Diese Idee lebte in leuchtender Klarheit in dem mittelalterlichen Heldengeschlechte der Karolinger, besonders in dem gewaltigsten unter ihnen, Karl dem Großen. Als daher zu seiner Zeit das südliche und das westliche Europa unter einem Scepter vereinigt waren, und der Halbmond nach dem Siege im Thal von Ronceval über den Ebro hatte zurückweichen müssen, ging der Zug der Christenthum und Kultur ausbreitenden Deutschen mit Nothwendigkeit wieder nach Osten zu den Gauen, welche sie früher bewohnt hatten, und wo noch die Reste ihrer Stammgenossen als Leibeigene das harte Joch der Knechtschaft trugen; und nach Bezwingung der noch übrigen heidnischen deutschen Stämme, besonders der Sachsen, mußte es mit geschichtlicher Nothwendigkeit zu einem Entscheidungskampf auf Leben und Tod kommen zwischen dem heidnischen Slaventhum und der christlichen Kultur der Deutschen. Diesen gewaltigen Völkerkampf haben wir nun im Folgenden zu betrachten. Leise und unmerklich unter dem Schein der Freundschaft beginnt er, bald lodert er auf zu heller Flamme und glänzend leuchtet der Sieg der Deutschen, der Sieg des Kreuzes. Durch menschliche Sünde fällt aber alles wieder in Staub und Asche, und die befreiten Slaven nehmen blutige Rache an Schuldigen und Unschuldigen. Aber sie sind der Freiheit nicht mehr fähig. Statt ihre Religion innerlich zu erneuern — was freilich dem Heidenthum von jeher unmöglich war — statt sich zu einem einheitlichen Staatsganzen zusammenzuschließen, zerfleischen sie sich gegenseitig in wüthenden Kämpfen, um dann dem erneuten Andringen der Deutschen schnell zu erliegen und im Germanenthum aufzugehen.

2. Siegreicher Anfang und erfolgloses Ende der karolingischen Eroberungszüge. 780—911.

Es war die Idee Karls des Großen, alle Völker Europas, besonders aber die deutschen Völker zu einem einzigen Staatswesen von religiöser und politischer Einheit zusammenzufassen und so dem Gedanken des römischen Weltreiches eine erneute Wirklichkeit zu geben. Diese Idee trieb ihn zu seinen vielen Kriegen, besonders auch zu den Sachsenkriegen. Die Sachsen, in Ostfalen, Westfalen, Engern und Nordalbingier sich gliedernd, waren ein mächtiges, kriegerisches Volk, welches die Gegend von der Eider und Elbe im Norden und Osten bis zur Weser und zur Grenze des heutigen Holland im Westen und bis zur Ustrut im Süden besetzt hielt. Da sie fortwährend die Grenzen des fränkischen Reiches beunruhigten, die Kirchen zerstörten und den Missionaren den Eingang zu sich wehrten, so unternahm Karl von 772—803 die blutigen Unterjochungskriege gegen dieselben. Um diese besser führen

zu können, bediente er sich seit 780 der Hülfe und Bundesgenossenschaft der Obotriten, welche, als eingewanderte Herren unterjochter sächsischer Stämme und als Nachbarn der noch freien, die natürlichen Feinde dieses kriegerischen Geschlechtes waren.

Die Verbindung mit den Franken erwies sich den Obotriten alsbald sehr nützlich. Denn als in den folgenden Jahren die Wilzen oder Welataben (dieselben, welche wir oben Leuticer nannten) ihre Raubzüge in das Gebiet der Obotriten erneuerten, befreite Karl der Große die letzteren von dieser Plage durch einen Feldzug im Jahre 789. Die Wilzen wurden Dienstleute des fränkischen Reiches, und aus Dankbarkeit trat auch der damalige Obotritenherzog Witzan in dasselbe Verhältniß ein. Als dann im Jahre 795 die Sachsen sich von Neuem erhoben hatten und Witzan, der Karl zu Hülfe eilen wollte, beim Uebergang über die Elbe von ihnen erschlagen worden war, rächte der Frankenkönig seinen Tod durch verheerende Züge in den Gau Wihmuodi, zwischen der untern Weser und Elbe; und als die ebenfalls aufgestandenen Nordalbingier, die sogenannten „Nordleute", 798 von dem neuen Obotritenherzoge Thrasiko an der Swentine geschlagen und dann nach mehrjährigen Kämpfen gänzlich besiegt waren, befreite Karl nicht blos die Slaven von der gefährlichen Nachbarschaft der Sachsen durch Verpflanzung derselben in das Innere des fränkischen Reiches, sondern er übergab auch seit 804 Holstein an den Thrasiko und legte ihm den Titel eines „Königs der Wenden" bei.

Aber nicht lange sollte der neue König sich seiner Würde in Frieden erfreuen. Denn um jene Zeit begannen die Normanen und Dänen unter König Godfried ihre Vikingerfahrten; aufgeregt durch die unterworfenen Sachsen, überfielen sie im Verein mit den Wilzen die Obotriten, vertrieben den Thrasiko, zerstörten die blühende Handelsstadt Rerik und führten die Kaufleute gefangen nach Dänemark.

Da es sich aber bei dieser Gelegenheit zeigte, daß die Wenden allein nicht stark genug seien, die Dänen abzuwehren, so legte Karl schon 808 eine neue deutsche Burg auf dem rechten Ufer der Elbe an, es war Hohbuoki; und im folgenden Jahre erbaute er an der Stör, in der Nähe des heutigen Itzehoe, die Esseveldoburg. Hiermit war der Gedanke einer slavischen Colonisation Holsteins gänzlich aufgegeben. Ja, Karl ging bald noch weiter; er trennte Nordsachsen durch einen Grenzwall, der sich von Lauenburg, dem Laufe der Delvenau folgend, bis Lübek und von da bis zur Swentine und bis zur Ostsee erstreckte, von den eigentlich slavischen Gebieten. Diese Befestigung erstreckte sich wahrscheinlich im Süden bis an die Saale; man nannte sie Mark oder Grenze, und so entstanden hier die wendischen Marken oder Grenzländer mit ihren kriegerischen Markmannen unter Anführung der Markgrafen oder Herzoge. In der Markgrafschaft Nordsachsen wohnten Sachsen und Wenden gemischt.

Wenn Thrasico in Folge seiner Niederlage zwar auch einen Theil seiner Besitzungen eingebüßt hatte, so konnte er doch sein königliches Ansehen durch einen Rachezug gegen die Wilzen wieder befestigen; aber nur auf kurze Zeit, schon 809 ermordete ihn ein Däne meuchlings in dem wiederhergestellten Nerik. Ihm folgte Herzog Sclavomir. Als dieser 817 von Ludwig dem Frommen aufgefordert wurde, seine Herrschaft mit Thrasikos Sohne, dem Ceadrag, zu theilen, entbrannte er, der sich schon durch die Zurücknahme Holsteins von Seiten Karls des Großen geschädigt wähnte, in heftigem Zorn und äußerte, er wolle nie mehr über die Elbe gehen und des Kaisers Pfalz betreten. Er verbündete sich mit den Dänen und erhob einen Aufstand. Gefangen genommen und nach Aachen gebracht, ward er hier seiner Herrschaft entsetzt, und Ceadrag empfing sein Erbe, 819. Obwohl er des Kaisers Hoflager selten besuchte und von den wendischen Großen öfter der Untreue gegen den Lehnsherren angeklagt wurde, wußte er sich doch stets von diesen Verdächtigungen zu befreien, und reich beschenkt und in erneuter Gunst kehrte er jedes Mal von Ingelheim zurück.

Dies freundschaftliche Verhältniß dauerte bis gegen das Ende der Regierung des frommen Ludwig. Die fortwährenden Kriege zwischen dem Vater und den Söhnen, welche den Lebensabend des milden Herrschers so sehr verbitterten, gaben auch den Wenden die erwünschte Gelegenheit zum Abfall — (838 und 839), und erst nach dem Vertrage zu Verdun konnte Ludwig der Deutsche daran denken, seine Oberhoheit über die nördlichen Länder herzustellen. Er besiegte die Obotriten; ihr König Gotzomiuzl fiel und die Uebrigen unterwarfen sich. Zum Schutz des Reiches übertrug er das Amt des Markgrafen in Nordsachsen erblich an den Sohn jenes Grafen Egbert, der 809 auf Befehl Karl des Großen die Esseveldoburg erbaut hatte; er hieß Ludolf, und von ihm stammt das kräftige Geschlecht der Ludolfinger, welches später im Besitz der deutschen Königskrone so tapfer gegen die Wenden focht. Da die Wenden, lüstern geworden durch die ergiebigen Streifzüge der Dänen, von Neuem Einfälle in Sachsen machten, so mußte Ludwig auch gegen den neuen König Tabominzl ins Feld ziehen. Die Geißeln, welche der also Bedrohte 862 stellte, sicherten den Frieden bis 876. Unter den schwachen Nachfolgern Ludwigs brachen aber neue Empörungen aus; ein Zug Arnulfs von Kärnthen war ohne Erfolg, und er mußte sich 895 damit begnügen, daß die Wenden noch seine allgemeine Oberhoheit durch freiwillig dargebrachte Geschenke anerkannten. Unter Ludwig dem Kinde hörten auch diese auf. Die Wenden waren wieder frei und ergingen sich in unaufhörlichen Streifzügen gegen ihre sächsischen Nachbaren. Das war das Ende der 150jährigen Eroberungszüge der Carolinger.

Für das Christenthum geschah zur Zeit der Carolinger unter den Wenden so gut wie nichts. Daß von den späteren Carolingischen Fürsten

die Missionsbestrebungen vernachlässigt wurden, kann uns wegen der inneren Kämpfe ihrer Zeit nicht wundern; daß aber auch Karl der Große, der doch sonst die christliche Religion allenthalben ausbreitete, unthätig blieb, muß uns befremden. Doch erklärt es sich wohl am leichtesten daraus, daß der Frankenkönig die Wenden als Bundesgenossen gegen die Sachsen benutzen wollte. Hätte er auch sie zum Christenthum zu bringen versucht, so würden sie ohne Zweifel sich auf die Seite seiner Feinde gestellt haben, und wer weiß, ob Karl dann dem vereinten Andringen beider Völker hätte widerstehen können. Deshalb zog er es weise vor, die Slaven zunächst in politische Abhängigkeit vom fränkischen Reiche zu bringen und überließ die Bekehrung derselben einer späteren Zeit. Zwar berichtet die Stiftungsurkunde des Verdener Bisthums, daß auch er schon eine große Menge zum Christenthum gebracht und alles Land von der Elbe bis zur Peene zur Entrichtung des Zehnten gezwungen habe, aber diese Urkunde ist unächt; das Einzige, was Karl gethan hat, ist die Stiftung und Erbauung einer Kirche zu Hamburg unter Leitung des Priesters Heridac. Diese Kirche befreite der Kaiser von der Gewalt der benachbarten Bischöfe und bestimmte sie zum Ausgangspunkt der Mission unter den nordischen Völkern, auch unter den Slaven.

Unter Ludwig dem Frommen gewann die Mission unter den Dänen zwar einigen Aufschwung durch die Predigt des Ebbo von Rheims, unter den Slaven aber steht die Taufe des 819 abgesetzten Herzogs Sclaomir einzig da. Er empfing das heilige Sacrament, als er, 821 aus der Gefangenschaft in sein Vaterland zurückkehrend, in Sachsen schwer erkrankte; bald darauf starb er.

Einen neuen Anstoß empfing das Werk der Heidenbekehrung erst durch den warm und innig für den Herrn begeisterten und nach dem Märtyrerthum sehnsüchtig ausblickenden Ansgar. Durch eine Reihe von Träumen und Erscheinungen des Herrn, deren er im Kloster zu Corbye gewürdigt worden war, ward er zum Missionswerk getrieben. Einst erschien ihm der Herr im Traum, und Ansgar beichtete ihm alle seine Sünden; als nun nach einiger Zeit der Heiland ihm abermals im Gesichte entgegentrat und ihn der Vergebung seiner Missethaten versicherte, fragte der also Gereinigte: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?“ Da antwortete eine Stimme: „Gehe hin und verkündige den Heiden das Wort Gottes.“ Und Ansgar ging hin, und 831 ward er von Ludwig dem Frommen zum Erzbischof der Hamburgischen Kirche, welche ja schon Karl der Große zum Träger der nordischen Mission bestimmt hatte, ernannt. So segensreich Ansgar nun aber auch für die Dänen und Schweden wirkte, für die Wenden that er nichts. Zwar hatte er, ausgehend von dem richtigen Grundsatz, daß das Evangelium am leichtesten im Lande sich ausbreiten würde, wenn es von Wenden in wendischer Sprache gepredigt würde, einige slavische Knaben

gekauft und sie in seinem Kloster Turholt (Torout) in Flandern zum Missionswerk erziehen lassen; aber sie kamen nie dazu, denn der spätere Besitzer des Klosters benutzte sie zu seinen Diensten. Ansgar starb am 2. Februar 865, nachdem er in Folge der Zerstörung Hamburgs durch die Normannen im Jahre 844 seinen Sitz nach Bremen hatte verlegen müssen. Auch sein Nachfolger Rimbert ließ die Wenden unbeachtet, und in der Folgezeit gerieth das bremen-hamburgische Erzbisthum so sehr in die weltlichen Händel, daß auch im Anfang des 10. Jahrhunderts für das Christenthum unter den Wenden noch nichts geschehen war. So waren die Slaven auch in religiöser Hinsicht aus der Carolingerzeit frei und selbständig hervor gegangen, und die inneren Verhältnisse Deutschlands waren wenig dazu angethan, sie irgend etwas für ihren alten Glauben fürchten zu lassen. —

3. Erster Hauptkampf des Deutschthums und Christenthums gegen das heidnische Slaventhum. 919—1066.

Die Hoffnung auf Ruhe und Freiheit, welche die Wenden nach dem Aussterben der Carolinger hegen mochten, erwies sich aber bald als irrthümlich. Der Schwerpunkt des deutschen Reiches fiel seit dem Untergange des fränkischen Herrschergeschlechts immer mehr nach Osten, und die deutschen Fürsten erkannten es wohl, daß ihre Aufgabe in der nächsten Zeit nicht so sehr darin zu bestehen habe, sich in die Kämpfe um die römische Kaiserkrone und den Besitz Italiens einzumischen, als vielmehr die christlich-deutsche Kultur gegen die Bedrohungen der Slaven und Ungarn zu vertheidigen. Als die natürlichen Leiter dieser Bestrebungen erschienen die kriegerischen Sachsen unter ihren kräftigen Herrschern aus Ludolfs Geschlecht, und so bestieg denn 919 Heinrich I. den deutschen Königsthron. Da er sich den Ungarn einstweilen noch nicht gewachsen sah, so schloß er mit ihnen 924 einen 9jährigen Waffenstillstand, und stürzte sich nun mit dem ganzen kriegerischen Feuer, welches der mehrhundertjährige Nationalhaß zwischen Sachsen und Wenden in ihm entflammt hatte, auf die Länder am rechten Elbufer. Mitten im Winter rückte er vor die Feste Brennaburg (Brandenburg); er überwältigte sie durch Hunger, Schwert und Kälte, und bald lagen auch alle Völker bis zur Ostsee zu den Füßen des Siegers.

Aber der Wende pflegte sich nur zu unterwerfen, um während der Zeit der Ruhe neue Kraft zur Befreiung zu schöpfen. Die Rhedarer, die Verehrer des Kriegsgottes Radegast, erhoben zuerst das Schwert. Mord und Brand begleitete ihren Zug. Aber Heinrich war wachsam. Bald stand er bei Lunkini (Lenzen) an der Elbe und belagerte die Feste. Nach fünf Tagen erschien ein wendisches Heer zum Entsatz der Bedrängten. Aber die Deutschen waren nicht gesonnen, zu weichen. Die ganze Nacht stand das Heer unter den Waffen. Als der Morgen des 4. September 929 dämmerte, empfingen alle das Sacrament und schwuren sich unter einander treuen

Beistand. Bald ging die Sonne klar auf, und man zog den Feinden entgegen. Die Wenden waren nur schwach an Reiterei, während die Deutschen viele tapfere Ritter in ihren Reihen hatten; dazu war das zahlreiche Fußvolk der Slaven durch das Regenwetter der letzten Nacht so erschöpft, daß es nur mit Mühe in den Kampf zu bringen war. Und als nun die Sonnenstrahlen auf die durchnäßten Kleider der Wenden fielen, da stieg ein Dunst von ihnen auf, während es um die Christen klar war. Das galt diesen als ein gutes Zeichen. Mit lautem Geschrei drangen sie auf die Heiden ein; ein Haufe von funfzig geharnischten Rittern fiel diesen in die Flanke, und bald löste sich die wendische Schlachtreihe in wilde Flucht auf. Der Strom der Fliehenden wandte sich nach der Feste Lunkini. Aber dieser Weg war ihnen verlegt, und so wurden sie einem nahe gelegenen Waldsee zugedrängt. Wen das Schwert verschonte, der kam um in den Fluthen des Gewässers. Nun ergab sich auch die Feste, und alles Land beugte sich von Neuem der deutschen Herrschaft. An einen Aufstand war lange nicht zu denken; denn 200,000 streitbare Krieger waren im Kampfe gefallen, und 800 Gefangene waren nach der Schlacht zum warnenden Beispiele für die Ueberlebenden niedergehauen worden.

So war denn durch König Heinrich die deutsche Herrschaft unter den Wenden fest begründet worden, und sein Sohn, Kaiser Otto I. (936—973), hatte nun zunächst die Aufgabe, diese Eroberung zu sichern. Er that es mit großer Weisheit. Er ordnete zwei wendische Marken an, die eine an der unteren, die andere an der mittleren Elbe. Die nördliche, zum Schutz gegen und zur Aufsicht über die Wagrier und Obotriten errichtet, übertrug er dem Hermann, Sohn des Grafen Billing (Billung, Billig), der viele Besitzungen im Gau Wihmuodi hatte und so schon durch sein eignes Interesse zur Bändigung der Wenden gemahnt wurde. Die südliche bekam der thatkräftige, im Kriege wie im Frieden gleich ausgezeichnete Markgraf Gero; er sollte die Wilzen in der Mark Brandenburg in Schranken halten. Zahlreiche eroberte wendische Burgen, welche mit auserlesenen deutschen Kriegern besetzt waren, standen unter dem Befehl der Markgrafen, und auf diese gestützt, zogen sie im Lande umher und forderten den Tribut an den König ein. Der Tribut aber bestand theils in Geld, theils in Naturalien, als: Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänse, Hühner; auch eine Handelssteuer mußte erlegt werden.

Obwohl die Entrichtung dieser Abgaben selbst für die Wenden nichts Verletzendes hatte, denn sie hatten sie ja auch früher an ihre eigenen Fürsten gegeben, so fühlten sie sich doch dadurch gekränkt, daß sie von Deutschen eingefordert wurden, und deshalb sannen sie auf Empörung. Markgraf Gero war es, der ihnen besonders gefährlich erschien. Aber der kluge Statthalter kam ihnen zuvor. Er lud dreißig der vornehmsten Wenden zu Gaste, und als sie trunken waren, ließ er sie von seinen hereindringenden

Kriegsknechten ermorden. Doch fachte er hiedurch nur den glimmenden Aufstand zu heller Flamme. Auch die Obotriten erhoben sich jetzt. Doch wurden sie bald wieder unterworfen, die Wilzen jedoch nicht ohne neue Hinterlist. Die Feste Brennaburg wurde von dem Stamm der Heveller noch muthig vertheidigt. Da erschien eines Tages bei ihnen ihr angestammter Fürst Tugumir, der seit 929 in der Gefangenschaft der Sachsen gewesen war. Er sei entflohen, sagte er, und wolle nun an den Deutschen blutige Rache nehmen. Die Wenden glaubten seinem Worte und machten ihn wieder zu ihrem Anführer. Er aber, durch Geld gewonnen, überlieferte Burg und Land den Christen, und so ward denn auch dieser gewaltige Aufstand wieder gedämpft.

Die eben geschilderte Empörung der Wenden gab aber auch der deutschen Mission unter ihnen einen neuen Anstoß. Schon Heinrich I. hatte es erkannt, daß die Bezwingung der Wenden nur dann als vollendet angesehen werden könne, wenn sie auch zum Christenthum gebracht worden wären, und darum hatte er 931 den Obotriten als eine Bedingung des Friedens das auferlegt, daß sie sich christliche Einrichtungen sollten gefallen lassen. Doch waren sie in der nächsten Zeit noch nicht damit behelligt worden, da der damalige Erzbischof von Hamburg, Unni, sein Auge nach Dänemark und Schweden gerichtet hatte. Erst Kaiser Otto brachte den Gedanken seines Vaters zur Ausführung, indem er 936 das Bisthum Aldenburg im nordöstlichen Holstein errichtete. Der Sprengel desselben ward bis an die Peene und Elbe ausgedehnt; Marco war der erste Bischof; er stand unter dem Erzbisthum Hamburg. Zu diesem Bisthum für die Obotriten fügte Otto dann 946 Havelberg für die wendischen Stämme südlich der Elde und 949 Brandenburg ebenfalls für wilzische Stämme. Die beiden letzten Bisthümer standen unter der oberheitlichen Leitung des 963 gegründeten Erzbisthums Magdeburg. Alle diese Bischofssitze stattete der Kaiser reichlich mit Landgütern, Höfen, ja sogar mit Burgen aus; reiche Geldhebungen und Lieferungen von Naturalien wurden ihnen zugewiesen. Von jeder wendischen Hakenhufe mußten an Geld bezahlt werden 12 Silberdenare nebst 1 Denar Geldzins an den Einnehmer; an Naturalien aber 1 Scheffel Getreide und 40 Risten Flachs. Mit diesen Gütern sollten aber die Geistlichen nicht blos sich selbst erhalten, sondern auch arme, kranke und hülfsbedürftige Wenden unterstützen, damit die Heiden nicht bloß durch Gewalt, sondern auch durch Liebe und Barmherzigkeit gewonnen würden.

Aber die Wenden ließen nicht so leicht von ihrem alten Götzendienste und ließen sich auch durch Milde und Wohlthätigkeit nicht von demselben abbringen. Ja selbst in Bischofsstädten wie Aldenburg bestanden noch 960 unter den Augen der Priester heidnische Götzenbilder. Bei diesem Widerstreben war es daher nicht unwahrscheinlich, daß bald wieder ein Aufstand

der Heiden ausbrechen würde. Doch waren es auch dies Mal, wie gewöhnlich, weniger religiöse als äußerlich weltliche Gründe, welche die Wenden zur Empörung trieben. Einmal waren es die glänzenden Seeräuberzüge der Dänen, welche auch bei den Wenden die Lust zu Plünderungsfahrten wieder wachriefen, und dann waren es zwei sächsische Fürsten, Wichmann und Egbert, welche sie gegen Hermann Billing aufstachelten. Diese beiden Männer, Neffen Hermanns, neidisch auf seine steigende Macht, denn ihr Oheim war kürzlich zum Herzoge von Sachsen ernannt worden, hatten gegen denselben einen Aufstand erregt und waren, aus Furcht vor Strafe, zu den Luitizern geflohen. Da damals grade Kaiser Otto mit seinem Sohne Konrad im Kampfe lag, so schien den luitizischen Fürsten Nacco und Stoinef die Gelegenheit zur Verwüstung Sachsens sehr günstig. Sie überfielen raubend die Gehöfte, tödteten die Männer und führten Weiber und Kinder in die Gefangenschaft weg. Da erschien aber Otto, der den Streit mit seinen Verwandten beigelegt und die Ungarn auf dem Lechfelde besiegt hatte, 955 im Wendenlande und drang schnell bis an die Raxa (Rekenitz) vor. Hinter dem sumpfigen Wiesenthal dieses Flusses standen die Wenden und wehrten den Uebergang, während im Rücken der Deutschen andere Haufen die Zufuhr abschnitten. Da es schon im October war, so hatte das Heer auch von der Witterung zu leiden, und die Noth war nicht gering.

Da sandte Otto den klugen Gero ab, den Stoinef zur Ergebung aufzufordern. Sie besprachen sich über den Fluß hinüber. Gero forderte den Wenden auf, den Kampf gegen den Kaiser zu unterlassen, wolle er das aber nicht, so möge er den Deutschen Raum geben, über den Fluß zu gehen, damit auf gleicher Wahlstatt sich die Tapferkeit der Kämpfenden beweise. Der Wendenfürst dagegen schmähte den Grafen nebst seinem Herren. Da ward auch Gero zornig und sprach: „Morgen soll es kund werden, ob ihr rüstige Leute seid, du und dein Volk, denn morgen sollt ihr uns sicher mit euch im Gefechte sehen."

Während der Nacht beunruhigte nun Otto den Feind durch Pfeilschüsse, daß er glauben sollte, die Deutschen wollten von ihrem Lager aus über den Fluß gehen. Während der Zeit schlug Gero eine Meile südlich drei Brücken. Als dieselben fertig waren, zog der Kaiser mit seinen Kriegern dorthin. Die Wenden folgten am andern Ufer; da sie aber den längeren Weg hatten, so kamen sie ermüdet an und wurden leicht in die Flucht geschlagen. Das Lager der Wenden ward erstürmt, Stoinef im Walde von einem deutschen Krieger eingeholt und getödtet. Dies geschah am 16. October 955, am Tage des heiligen Gallus. Am andern Morgen wurden die Köpfe der gefallenen Wenden auf Pfähle gesteckt und im Kreise herum noch 70 Gefangene getödtet. Dem Rathgeber des Stoinef wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen; dann warf man ihn noch lebend zu den Todten. Diese Greuel aber entflammten die

Wenden von Neuem zum Kampfe, und erst nach sieben Jahren 962 war er beendet.

Es folgt nun eine Zeit der Ruhe und des Friedens, während welcher sich das Christenthum von Aldenburg aus unter den Obotriten schnell ausbreitete; ja nach der Erzählung des dänischen Königs Sven Astridson an Adam von Bremen sollen in jener Zeit von 18 wendischen Gauen an der Ostsee nur drei unbekehrt gewesen sein. Zu diesem glücklichen Erfolge trug viel bei, daß der damalige Obotritenfürst Mistevoi, mit dem Beinamen Billug (967—1002) die schöne Schwester des Bischofs Wago von Aldenburg in zweiter Ehe geheirathet hatte. Zuerst hatte der Bischof das liebliche Mädchen dem rohen Manne nicht geben wollen, als er aber in seinen Liebesbewerbungen nicht nachließ, willfahrte er seinem Anliegen, um nicht durch fernere Weigerung die Kirche zu schädigen. Dafür gestattete nun aber Mistevoi auch die Anlegung eines Klosters zu Mikilinburg, und als ihm eine Tochter Hodika geboren war, ließ er es zu, daß sie schon als Kind zur Aebtissin desselben ernannt wurde.

Aber mit diesem schnellen Eindringen christlicher Einrichtungen in das Wendenland war die heidnisch-nationale Partei, an deren Spitze Mistevois Sohn aus erster Ehe, Micislav, stand, nicht einverstanden. Sie straften den Fürsten mit vorwurfsvollen Reden wegen seiner deutschen Gesinnung, wegen unnützer Neuerungen und wegen der Entrichtung des Zehnten an die Kirche. Mistevoi gab ihren Reden Gehör. Er löste den Zehnten dadurch ab, daß er dem Bischofe den Besitz mehrerer Dörfer abtrat; und Wago ließ dies um so bereitwilliger geschehen, da sein Schwager ihm versprach, den Zins hinfort der Hodika zufließen zu lassen. Als aber der Bischof die Dörfer mit sächsischen Bauern besetzte, wurden sie von den Wenden so lange mit Raub und Brandstiftung heimgesucht, bis sie das Land verließen. Mistevoi stellte sich durch die Verstoßung seiner Gemahlin nun auch öffentlich auf die Seite der nationalen Partei.

Während so bei den Obotriten die kirchlichen Einrichtungen wankten, kamen sie bei den Luitizern völlig zum Fall. Markgraf Dietrich hatte sich hier die größten Bedrückungen zu Schulden kommen lassen; der Tribut war so gestiegen, daß die Wenden ihn nicht mehr bezahlen konnten. Deshalb erhoben sie sich einmüthig 983 und zerstörten Havelberg und Brandenburg. Die Kirchen wurden verbrannt, die Schätze derselben weggenommen, ja selbst die Gräber durchwühlt. Der Sieg der Deutschen bei Tangermünde setzte dem Wüthen zwar einstweilen ein Ende, doch blieben die Luitizer frei.

Bald erhoben auch die Obotriten offen die Fahne des Aufruhrs. Micislav nahm seine Schwester Hodica aus dem Kloster, verheirathete sie an einen gewissen Boleslav, und die übrigen Nonnen schickte er zu den Wilzen und Ranen. Das Kloster war verödet. Raubzüge nach Sachsen

begleiteten diese That. Es kam zu einem mehrjährigen Kriege, der endlich durch Ottos III. Zug nach Mikilinburg im Jahre 994 beendigt wurde.

Der Friede schien jetzt fest zu sein, da Mistevoi den jungen Kaiser auf seinem Römerzuge von 996 mit 1000 wendischen Reitern begleitete. In Verona brach ein Aufstand der Italiener gegen Otto aus. Die meisten Wenden besiegelten hier ihre Treue mit dem Tode. Dafür forderte dann Mistevoi, in die Heimath zurückgekehrt, die Hand einer Verwandten des Sachsenherzogs Bernhard I., welche ihm schon seit 994 zugesichert war. Doch man schlug sie ihm treubrüchig ab. Einem Hunde, hieß es, dürfe man eines Herzogs Verwandte nicht geben. Mistevoi antwortete, sei er ein Hund, dann wolle er auch beißen. So erhob er denn das Rachеschwert 997. Er drang tief in Sachsen ein, plünderte bis in die Gegend von Magdeburg, wo er das Kloster des heiligen Laurentius zu Hillersleben an der Ohre zerstörte.

Doch war dieser Zug blos aus persönlicher Rache unternommen; dem Christenthume galt er nicht, denn noch 1002 hatte Mistevoi einen christlichen Capellan bei sich. Als aber die christlichen Amtleute in Wagrien ihre Bedrückungen fortsetzten, richtete sich Mistevois Zorn gegen Nordalbingien, und die Wuth des Kampfes ließ ihn auch bald des Christenthums vergessen. Aldenburg wurde erobert, die Priester unter grimmigen Qualen hingerichtet. Man schnitt ihnen auf dem Haupte das Zeichen des Kreuzes ein, band ihnen dann die Hände auf den Rücken und führte sie höhnend von Ort zu Ort, bis sie todt zu Boden sanken. Auch das Erzstift Hamburg ward eingeäschert. Als die Kirche in Flammen aufging, sah man, wie die Legende berichtet, eine Hand mit ausgespreizten Fingern vom Himmel in das Feuermeer hinabreichen. Sie wollte die Reliquien der Heiligen der Vernichtung entreißen.

Bald aber erreichte den Mistevoi für solchen Frevel die Strafe des Himmels. Er verfiel in Wahnsinn. In der Noth nahm man die Zuflucht zu dem verfolgten Christenthum. Weihwasser meinte man, müsse dem Fürsten helfen können. Kaum aber war der Unglückliche hineingetaucht, als er ausrief: „Der heilige Laurentius verbrennt mich, der heilige Laurentius verbrennt mich!“ Das war die Strafe für die Zerstörung des Klosters Hillersleben. Noch ehe man den Fürsten befreien konnte, hatte er seinen Geist ausgehaucht. 1002.

Nach Mistevois Tode erhoben sich die zerstörten Kirchen bald wieder, da Herzog Bernhard die Obotriten unterjochte. Aldenburg kam an Reginbert; sein Nachfolger Bernhard schaffte besonders viele Frucht. Auch die südlichen Bisthümer wurden durch den ebenso thatkräftigen als milden Kaiser Heinrich II. wieder hergestellt und unter den Luitizern zeigte sich sogar der Einsiedler Günther aus dem Böhmerwalde als Missionar.

War seine Predigt auch von wenig Erfolg, denn bald finden wir ihn

schon wieder in seiner Klause im Waldgebirge, so störte das doch die Freundschaft des Kaisers und der Luitizer nicht; denn wir finden sie zu verschiedenen Malen als Bundesgenossen desselben gegen die Polen. So auch im Jahre 1017. Dieser Zug aber war unglücklich, und die Wenden kamen daher auf den Gedanken sich von den Deutschen loszusagen. Eine Gelegenheit fand sich bald. Als nämlich 1018 die Obotriten sich gegen ihren Fürsten Micislav (1002—1018) und den harten Sachsenherzog Bernhard II. wegen übermäßiger Steuern empörten, machten die Luitizer mit ihnen gemeinschaftliche Sache, indem sie die Erfolglosigkeit ihres letzten Zuges gegen die Polen der fehlenden Hülfe des Micislav zuschrieben. Beide Nationen belagerten den Fürsten in Suerin. Kirchen und Kruzifixe sanken abermals in den Staub, und allenthalben ward der Götzendienst wieder aufgerichtet. Die Noth war so groß, daß der Aldenburger Bischof meinte, die Erscheinung des Antichrist sei im Anzuge.

Aber die Freiheit der Wenden dauerte nur kurze Zeit. Herzog Bernhards reisige Schaaren machten Wagrier und Obotriten in Kurzem wieder unterthänig, und ein sehr harter Tribut war die Strafe der Empörung. Die christlichen Einrichtungen in Aldenburg wurden wieder hergestellt. Doch die Einkünfte des Bisthums waren sehr gering. Die Wenden waren durch die fortwährenden Kriege und den harten Tribut so arm geworden, daß sie sagten, es sei besser, sie gingen ganz aus dem Lande, als auch dem Bischofe noch Steuern zu bezahlen. Mehr als 2 Denare von der Hufe könnten sie nicht geben.

Unter diesen Umständen konnte das Christenthum auch keine Fortschritte machen. Die harte Behandlung von Seiten der christlichen Fürsten widersprach zu sehr dem Geiste des Evangeliums, welches die Priester predigten, als daß die Wenden demselben hätten glauben sollen. Nur Uto, der zweite Sohn Mistevois, der seinem verstorbenen Bruder Micislav 1018 gefolgt war, war Christ und das auch nur äußerlich, um sich die Gunst des Sachsenherzogs zu bewahren. Aus demselben Grunde ließ er auch seinen Sohn im Michaeliskloster zu Lüneburg erziehen; dieser nahm hier bei seiner Taufe nach dem Vorsteher des Klosters den Namen Godschalk an. Aber auch in ihm lebte die wendische Raubluft fort. Als daher sein Vater, der sehr grausam regierte, 1031 von einem Sachsen aus Rache erschlagen war, entfloh er aus Lüneburg und stellte sich an die Spitze räuberischer Schaaren und verwüstete die deutschen Gaue. Bald aber schlug ihm das Gewissen; er sah ein, daß er gegen den Herrn und gegen die Christen Unrecht handle und ihn verlangte nach Versöhnung. Er fand sie bereitwillig, als er bald darauf bei einem Streifzuge gefangen genommen worden war. Freigelassen ging er nach Dänemark.

Fürst der Obotriten ward Ratibor, er hielt sich wie seine Vorgänger

zu den Christen, und unter Mitwirkung des Erzbischofs Bezelin von Hamburg ward wieder im Lande gepredigt.

Nicht so aber bei den Luitizern. Sie waren mit den Sachsen in steter Fehde, so daß König Conrad II. (1024—1039) sich zu einem Zuge gegen sie veranlaßt sah. Die Wenden behaupteten, sie seien unschuldig am Zwiespalt und erboten sich, die Gerechtigkeit ihrer Sache durch einen Zweikampf zu erhärten. Es geschah. Der Sachse fiel, und Conrad erkannte die Stimme Gottes. Er zog sich zurück, legte aber zum Schutz die Burg Werben an. Da die Luitizer aber die Burg 1035 überfielen, die Besatzung theils tödteten, theils gefangen wegführten, auch ein hölzernes Kruzifix geschändet hatten, indem sie es anspieen, ihm Backenstreiche gaben und zuletzt sogar ihm die Augen ausrissen und die Hände und die Füße abhieben, so ward das Veranlassung zu einem neuen Feldzuge. Conrad verwüstete das Land mit Feuer und Schwert und ließ luitizische Gefangene auf dieselbe Weise verstümmeln, wie sie dem Christusbilde gethan hatten. Priester verherrlichten diese That des Kaisers. Er sei der Rächer des Glaubens und dem Titus und Vespasian gleich, welche dreißig Juden um einen Silberling verkauften, weil die Juden Christum für dreißig Silberlinge verhandelten. 1036 wurden die Luitizer gänzlich unterworfen.

Ueber die Obotriten herrschte noch immer Ratibor. Er erweiterte sein Reich nach Osten und nach Westen. Die Fürsten der Wagrier und Polaben, Gneus und Anatrog, fielen ihm zur Beute, und er drang selbst nach Schleswig und Jütland vor. Aber er fiel im Kampfe gegen die Dänen, und seine 8 Söhne verloren gegen König Magnus die berühmte Schlacht an der Skotborgora (Schley?) 1043, von welcher der Skalde singt, daß eine Raste (Tagereise) weit die Leichen der Erschlagenen die Haide bedeckten.

Diese Niederlage machte es dem Godschalk, der sich in Dänemark mit Sven Astridsons Tochter Sigrid vermählt hatte, leicht, sein väterliches Erbe in Besitz zu nehmen. Durch Anschluß an die Sachsen, deren Herzog Bernhard er reichen Zins versprach, gelang es ihm alle Länder bis an die Warnow und Elbe zu erobern. Um sie zu sichern, beschloß er Einführung des Christenthums. Hierin ward er unterstützt durch den Erzbischof Adalbert von Bremen. Dieser Mann, aus fürstlichem Geschlecht entsprossen, ausgezeichnet durch körperliche Schönheit, lebhaften Geistes, reich an Kenntnissen, weise, beredt, keusch, mäßig, freigebig, herablassend gegen Niedere, hatte nur einen Fehler, Begierde nach Ruhm und Auszeichnung. Diese trieb ihn, „überall Würdiges und Großes als Denkmal seiner Hochherzigkeit zu hinterlassen," sie trieb ihn auch, nach einem wendischen Patriarchat zu streben, das, während es selbst unter dem Papste stünde, die dänische und wendische Kirche und neun, größtentheils neu zu errichtende deutsche Bisthümer umfassen sollte. Mit Freuden begrüßte er daher in Godschalk

einen Fürsten, der ein Herz hatte für die Ausbreitung des Christenthums, und im Verein mit ihm wurden neben Aldenburg zwei neue Bisthümer im Wendenlande angelegt, Meklenburg und Ratzeburg. Johannes und Bono waren die ersten Bischöfe. Das Evangelium gewann eine bis dahin unerhörte Ausbreitung. Allenthalben erhoben sich Kirchen und Kapellen, Tausende von Wenden wurden getauft, ja selbst Mönchs- und Nonnenklöster waren in Lübek, Altenburg, Raceburg, Lenzen; in Meklenburg sogar drei. König Godschalk ward durch diesen Erfolg so hingerissen, daß er, seines Standes uneingedenk, selbst Ermahnungsreden an das Volk hielt und ihnen die Geheimnisse der lateinischen Messe in wendischer Sprache erläuterte. Bald zog er auch gegen die Luitizer zu Felde und machte sie unterthänig. Und während hier noch vor wenigen Jahren zwei böhmische Missionare zu Rhetra enthauptet waren, so füllte sich jetzt das Land schnell mit Kirchen und Priestern. Der Sieg des Kreuzes war allgemein. 1053.

Aber er war äußerlich. Mit den sich mehrenden Kirchen ward der Zehnte und die kirchlichen Steuern immer größer, und der Tribut stieg in Folge der beiden unglücklichen Aufstände der Luitizer im Jahre 1055 und 1056 zu einer erdrückenden Höhe. Barmherzigkeit und Erlösung predigte die Kirche, Härte und Knechtschaft dagegen widerfuhr den Bekehrten; mit Liebe suchte der Priester die Seele, und nur zu oft griff auch seine Hand wie die der weltlichen Fürsten nach dem Seckel. Der Edelmuth des greisen Bischofs Johannes, die feurige Begeisterung eines Godschalk verschwanden neben den Bildern des Schreckens. Es war nicht länger zu ertragen; die alten Götter riefen ihre abgefallenen Söhne. Von Rhetra, der Stadt des Radegast, ging die Bewegung aus, zum Ausbruch kam sie am 7. Juni 1066 zu Lenzen. Godschalk ward am Altar überfallen und getödtet, neben ihm fielen zahlreiche Priester und Laien als Märtyrer. Bald fiel auch Ratzeburg. Die Mönche des Klosters zum heiligen Georg wurden am Fuße der Veste gesteinigt. In Meklenburg ward Godschalks Gemahlin Sigrid ergriffen und sammt ihren Frauen, der Kleider beraubt, ins Land hinausgejagt. Der greise Bischof Johannes ward mit Knitteln geschlagen und zum Spott im Lande umhergeführt. Da er in seinem Glauben unerschütterlich blieb, so hieb man ihm Hände und Füße ab und warf den Rumpf auf die Gasse. Den Kopf steckte man auf eine Stange und brachte ihn am 10. Novbr. dem Radegast dar.

Das war der Untergang des Christenthums im Wendenlande 1066, das der Erfolg der 150jährigen Kämpfe seit den Tagen der sächsischen Kaiser. Dahin waren die glorreichen Erwerbungen Heinrichs I., Ottos I., Ottos III. und Heinrichs II.; vernichtet die Triumphe Bernhards II. von Sachsen und des fränkischen Konrad; in den Staub getreten die christlichen Stiftungen Ottos I., Bezelins von Hamburg, Bernhards von Altenburg und des stolzen Adalbert von Bremen; ausgerottet das mit so hohem, so

begeistertem Muthe erbaute christliche Reich Godschalks. Und warum? Weil das Blut der Getödteten das Kreuz befleckte, und das Geschrei der Verarmten und Unterjochten der Predigt von dem antwortete, der da gekommen war, die Armen und Elenden zu erlösen. Die Härte und Grausamkeit der deutschen Großen trägt die Hauptschuld an dem schweren Gerichte über die Kirche im Wendenlande, wo nun wieder fast 100 Jahre lang der Wende frei waltete und der Götzendienst seine berauschenden Feste feiern durfte. Aber auch die Wenden ernteten die Strafe für ihren Abfall. Konnten auch die in sich zwiespaltigen Deutschen ihnen nicht viel anhaben, so zerfleischten sie sich doch gegenseitig in brudermörderischen Kriegen, um dann nachher dem neuen Anlauf ihrer Erbfeinde desto schneller zu erliegen.

4. Innere Kämpfe der Slaven unter sich bis zum Ende der dänischen Herrschaft. 1066—1133.

Die also der christlichen Herrschaft der Deutschen entledigten Wenden erkannten es wohl, daß die Zuneigung ihrer bisherigen Gebieter zum Christenthum ihre Unterjochung begünstigt hatte, und darum wollten sie auch keinen Fürsten mehr aus Godschalks Geschlecht, weder den ältesten Sohn des Ermordeten, Buthue, noch den jüngeren, aus Godschalks zweiter Ehe mit der Sigrid, Heinrich. „Denn", sprachen sie in der Rathsversammlung, „was wird es uns helfen, wenn deren einer die Herrschaft erben soll? Er wird uns härter drücken als sein Vater, wird sich zu den Sachsen halten und neues Leid über das Land bringen. Nicht sie sollen über uns herrschen, sondern Cruto, der Sohn Grins." Und damit hatten sie eine gute Wahl getroffen. Denn Grin war Fürst von Rügen, dem Stammsitze slavischen Heidenthums. Sein Geschlecht war das angesehenste in allen wendischen Landen, ja fast heilig, denn kein Slave wagte gegen einen rügischen Fürsten den Speer zu erheben. Und wie der Vater, so war auch der Sohn begeistert für die slavische Freiheit, für die slavische Religion, und die Obotriten und Luitizer konnten sich beglückwünschen, einen solchen Mann an ihrer Spitze zu sehen.

Der jüngere Sohn Godschalks, Heinrich, duldete den Thronraub schweigend, er ging nach Dänemark, um in der Stille die Gelegenheit zur Rache zu erwarten. Nicht so der ältere Buthue. Er suchte sein väterliches Besitzthum mit Hülfe der Sachsen zurückzuerobern, und damit beginnt der fast sechszigjährige Kampf der christlichen Slavenfürsten aus dem Geschlechte Godschalks und der heidnisch-nationalen aus dem Stamme Grins, der endlich mit dem Untergange der ersteren endete.

König Heinrich IV. von Deutschland und Herzog Magnus von Sachsen drangen auf die Bitten Buthues in das Wendenland vor, kamen sogar bis Rhetra, entführten von hier das heilige Pferd des Radegast und setzten schließlich ihren Schützling als Fürsten von Wagrien ein. Aber die Obotriten

haßten einen solchen Nachbarn. Sie betrachteten ihn als Verräther der Freiheit und wollten lieber sterben als den Sachsen noch einmal Tribut entrichten. Darum verjagten sie ihn bald wieder unter Crutos Anführung.

Der Vertriebene ging nach Lüneburg und erlangte ein Aufgebot der Stormarn, Holsteiner und Ditmarsen, welche ihn wieder einsetzen sollten. Er selbst zog mit 600 Bewaffneten dem Hauptheere vorauf. Er fand das Land vom Feinde unbesetzt, ja selbst die Burg Plön, welche auf einer Insel mitten im See lag und durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden war, offen und unbewacht. Frohen Muthes rückte Buthue in dieselbe ein. Eine deutsche Frau warnte ihn vor der Hinterlist der Slaven; sie rieth, er möge nehmen so viel er bekommen könne und dann wieder von dannen ziehen. Aber Buthue schlug ihre Mahnungen in den Wind. Zu seinem Verderben. Am nächsten Morgen war der ganze See von zahllosen Slaven umgeben, der Fürst gefangen in der Burg.

Da hörten die heranziehenden Deutschen von der Noth ihres Bundesgenossen. Sie schickten einen Boten ab, das Nähere zu erkunden. Dieser aber ließ sich von den Slaven bestechen, den Buthue zu verrathen. In die Burg gelangt, verkündete er, an eine Entsetzung sei nicht zu denken, da die Nordalbingier unter sich uneinig geworden seien; dem Hauptheere aber meldete er nach seiner Rückkehr, Buthue sei fröhlich und guter Dinge, Gefahr sei keine vorhanden. So ließen die getäuschten Deutschen den Belagerten im Stich, und zogen heimwärts. Unterdes zwang der Hunger die Belagerten zur Uebergabe; es wurde ihnen freier Abzug bewilligt, wenn sie die Waffen niederlegten. Buthue widerrieth zwar die Annahme des Vertrages, aber seine Genossen überstimmten ihn. Zu Zweien zogen sie über die lange Brücke vor Crutos Zelt. Da sandte eine vornehme Slavin aus der Burg einen Boten mit der Meldung, die Deutschen hätten den Frauen der Feste schnöde Gewalt angethan. Alsbald überfielen die Wenden die Wehrlosen und tödteten sie bis auf den letzten Mann. So starb Buthue **1071.**

Crutos Herrschaft war nun gesichert. Da unterdes die Kämpfe Kaiser Heinrichs mit den sächsischen Herzogen und anderen deutschen Fürsten ausgebrochen waren, so war an eine Rache von Seiten der Deutschen nicht zu denken, ja nicht einmal ihr eigenes Gebiet vermochten sie zu schützen. Ungehindert verwüstete der Wendenkönig Nordalbingien; Hamburg ward zerstört, die Stormarn und Holsaten wurden größtentheils erschlagen, und die Ueberlebenden wanderten meistens aus in die Gegenden des Harz, um den Bedrückungen der Wenden zu ertgehen. Auch das Herzogthum Schleswig würde Cruto erobert haben — die Stadt war schon in Flammen aufgegangen — wenn die Dänen ihm hier nicht ein Ziel gesetzt hätten. Eine schwere Niederlage trieb ihn zurück. Raben fanden da ihre Atzung, und Hunderte von Wenden lagen auf der Haide, singt der Dichter.

So erstreckte sich denn Crutos Reich von der Küste Pommerns bis zu den Gestaden der Nordsee; er war mächtig rings umher. Auch die Deutschen erkannten das an, indem sich sowohl der Kaiser als die Sachsen um die Hülfe der Luitizer besonders bewarben. Diese aber waren getheilt, wem sie sich zuwenden sollten, und es kam darüber zwischen ihnen zu langjährigen inneren Kämpfen, so daß sie allen Eroberungen in Sachsen entsagen mußten; nur die Nordalbingier waren dem Fürsten Cruto tributpflichtig.

Da brach aber von Norden her ein Sturm gegen das Reich Crutos los, von den Dänen. An zwei Seiten griffen sie die wendischen Stämme an. Im Osten machten König Erich Ejegods Züge Crutos Stammland Rügen zinsbar (1098—1102), im Westen aber überfiel Godschalks Sohn Heinrich die Küsten von Holstein und Meklenburg und machte reiche Beute. Als sich diese Anfälle immer häufiger wiederholten, machte Cruto Frieden mit Heinrich, gestattete ihm die Heimkehr und trat ihm etliche Dörfer ab. Auch verkehrte Cruto freundschaftlich mit ihm. Doch geschah es nur, um den verhaßten Nebenbuhler gelegentlich aus dem Wege zu räumen. Das theilte die schöne Slavina, Crutos zweite Gemahlin, welche den jungen Heinrich dem alternden Helden vorzog und mit ihm in vertrautem Umgange stand, ihrem Geliebten mit. Er begegnete der Hinterlist mit Hinterlist. Bei einem Gastmahl ward dem Cruto, als er gebückt durch die Thür aus dem Gemache hinausschritt, von einem draußen harrenden Dänen mit einem Schlage das Haupt vom Rumpfe getrennt. Heinrich bemächtigte sich der Herrschaft, heirathete die Slavina, schloß mit dem Sachsenherzoge Freundschaft und forderte von den Wenden wieder den verhaßten Tribut an die Deutschen. Da erhoben sich diese unter Crutos Sohne, Burislav. Von der Elbe her rückten sie gegen Lübek heran. Heinrich aber entbot die Nordalbingier, welche er vom wendischen Joche befreit hatte, und die Sachsen zur Hülfe. Es kam zur Schlacht auf der Smilower Haide 1093. Obwohl die Sachsen in der Minderzahl waren, so stürmten sie doch haßentbrannt in die Reihen ihrer Unterdrücker. Es war schon Abend, als der Kampf begann. Die Strahlen der untergehenden Sonne blendeten die Wenden so, daß sie nichts sehen konnten, und bald eilten ihre Schlachtreihen in wilder Flucht dahin.

Zum Dank für die Hülfe der Deutschen gab Heinrich Wagrien an dieselben zurück; schnell wurde es wieder mit sächsischen Colonisten besetzt, und als 1106 nach dem Tode des Herzogs Magnus Lothar von Suplinburg mit Sachsen belehnt worden war, gab dieser Holstein an den Grafen Adolf von Schauenburg, der bald Gelegenheit haben sollte, sich als treuer Bundesgenosse König Heinrichs zu erweisen.

Denn die Wenden trugen unwillig das Joch ihres neuen Herrschers, der ihnen als Verräther ihrer Freiheit galt. Einstweilen mußten sie sich freilich ruhig halten; aber bald erstarkte die Macht Burislavs, der sich auf

Rügen und im Lande Triebsees gehalten hatte. Mit einer ranischen Flotte erschien er 1111 plötzlich vor Lübek. Der überraschte Heinrich entwich aus der belagerten Feste, um von den Sachsen Entsatz zu holen. Am vierten Tage erschien er mit den Hülfstruppen auf einer Anhöhe vor Lübek, und freudig erkannten die Belagerten die rettende Nähe ihres Herren. Doch Heinrich zog zunächst dem Meere zu und dann an der Trave aufwärts auf dem Wege, auf welchem die Ranen ihre Reiterei erwarteten. Jubelnd kamen diese ihnen entgegen, aber eiligst flohen sie zurück, als ein Hagel von Speeren sie empfing. Ein furchtbares Gemetzel erfolgte. Wen das Schwert nicht erwürgte, der ertrank im Wasser. Die Macht der Ranen war vernichtet. Der Ranenhügel bei Lübek deckt die Leichen der Erschlagenen. Ein jährlich wiederkehrendes Fest bewahrte die Erinnerung des Sieges bis in die späte Nachwelt.

Von Lübek aus eilte Heinrich schleunig nach Süden, um die aufgestandenen Heveller und Linonen zu bezwingen, und von hier riefen ihn Einfälle der Dänen, welche im Laufe der Zeit aus Freunden zu Feinden geworden waren, nach Wagrien. Bei Lüttenburg besiegte er sie am 9. August 1113, und spottend schauten die Wenden auf den fliehenden König Niels. Doch Heinrich meinte anders. König Niels, sagte er, sei wie ein kräftiges Pferd, das der Reiter nur darum bezwinge, weil es seine Kraft nicht kenne.

Etwas aber kannte Niels seine Kraft doch. Er reizte die ihm zinspflichtigen Ranen, die wendischen Küsten mit Raubzügen heimzusuchen. Bei dieser Gelegenheit fand Heinrichs Sohn Waldemar seinen Tod. Der betrübte Vater unternahm einen Rachezug nach Rügen. In Wolgast vereinigte er sich mitten im Winter mit den hülfsbereiten Sachsen, und nun trat das Heer über den zugefrorenen Bodden den Marsch nach der Insel an. Die erschreckten Ranen boten eine Sühne von 200 Mark Silber. Ein so geringes Angebot ward aber mit Stolz abgewiesen. Erst als die Sachsen schon den Boden Rügens betreten hatten, verstanden sie sich zu einer Buße von 4400 Mark. Der siegreich heimgekehrte Heinrich schickte bald Gesandte nach Rügen, um das Geld einzufordern. Da er sich hierbei aber des schwersten Gewichtes bediente, so war auf ganz Rügen kaum die Hälfte der verlangten Summe aufzubringen. Der König rüstete sich daher zu einer neuen Heerfahrt 1114. Sie wurde in derselben Weise und mit gleichem Erfolge ausgeführt. Burislav schwur den Eid der Treue und gab seinen Bruder als Geißel. Nach drei Nächten schon zog König Heinrich wieder ab, da das Eis zu schmelzen begann.

Den Zurückgekehrten erwartete ein neuer Kampf. In Schleswig herrschte damals Herzog Knud, mit dem Beinamen Laward, ein Neffe des König Niels. Dieser forderte von Heinrich Ersatz für Räubereien der Wenden in Jütland und Verzicht auf die Güter, welche er von seiner Mutter

Sigrid geerbt hatte. Heinrich wies die Forderung zurück. Es kam zum Kriege. Der Wende dachte, Knud sei einem wilden Pferde gleich, dem er die Zäume besorgen werde. Aber er irrte sich. Knud widersetzte sich so sehr mit seinen Hufen, daß Heinrich, in seiner eigenen Burg belagert, sich durch die Flucht retten mußte. Bei einem zweiten Feldzuge wäre der Obotritenkönig fast gefangen worden; denn Knud hatte schon das Haus, wo jener zu Mittag speiste, umzingelt. Doch kam er in friedlicher Absicht und söhnte sich mit dem Wendenfürsten aus. Gegen eine Geldsumme trat Heinrich seine Güter in Dänemark ab, und so kam es auch mit diesem Lande zum Frieden.

So gefestigt, dehnte Heinrich sein Reich durch weitere Eroberungen auch über die Wilzen und Luitizer bis an die Oder aus; ja selbst die Pommern waren ihm zinspflichtig. Doch unternahm er diese zahlreichen Feldzüge weniger aus Kriegslust, als um die nun beruhigten und zu einem Reiche vereinten Wenden an die Werke des Friedens zu gewöhnen. Er wehrte den fortwährenden Raubzügen zur See und zu Lande, stellte Ruhe und Sicherheit im Lande her und gewöhnte sein Volk durch Beförderung des Ackerbaues an feste Wohnsitze und eine geordnete Lebensweise. Dem Handel verlieh er neuen Aufschwung durch Berufung deutscher Kaufleute nach Lübek. Für das Christenthum that er dagegen nichts, obwohl er selbst ein Christ war. Das Beispiel seines Vaters hatte ihn gewarnt. Nur eine Kirche gab es in seinem Reiche, die zu Lübek.

So war Heinrichs Regierung ruhm- und segensreich für die Wenden, wenn man die Gewöhnung eines Volkes an die Werke des Friedens als einen Segen für dasselbe betrachtet, und hätte er länger gelebt, so möchte es ihm vielleicht auch gelungen sein, auf dem Wege des Friedens das Christenthum bei ihnen einzuführen. Aber er starb zu früh für sein Volk, wenn auch nicht zu früh an Jahren, am 22. März 1119, wahrscheinlich auf gewaltsame Weise. Sein Leichnam ward im Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt.

Unter den Söhnen Heinrichs, Sventipolk und Knud, entbrannte alsbald ein Erbfolgestreit, der mit der Ermordung Knuds endete. Er ward zu Lütkenburg umgebracht. Gegen den überlebenden Sventipolk erhoben sich nun aber alle unterjochten Völker, selbst die Obotriten und wählten wieder zu ihrem Herrscher den Burislav von Rügen. Er überfiel 1125 Lübek und setzte seine beiden Söhne Niclot und Lubimar als Statthalter ein; den einen bei den Obotriten, den andern bei den Kessinern und Circipanern. Sventipolk ward bald von dem reichen Holsteiner Daso umgebracht, und sein Sohn Zwinike fand gleichfalls einen gewaltsamen Tod.

Doch war hiermit die neugegründete nationale Herrschaft nicht aller Gefahr ledig. Sie ward von zwei Seiten von neuem bedroht, von Pribislav, Buthues Sohn, dem letzten Nachkommen Godschalks, und

von Knud Laward, Herzog von Schleswig. Ersterer nahm nach Zwinikes Tode Wagrien in Besitz und bedrohte schon den Niclot, als beide dem Knud Laward zum Opfer fielen. Dieser edle und kluge Fürst hatte sich vom Herzoge Lothar gegen eine große Geldsumme mit dem Wendenreiche belehnen lassen. Er eroberte es schnell bis an die Reknitz und Peene, nahm Pribislav und Niclot gefangen und legte sie zu Schleswig in einen Kerker gefangen.

Durch diese große Macht erregte er aber die Besorgniß seines Oheims Niels und seines Vetters Magnus, durch die prächtige Kleidung, in welcher er einherging, verletzte er ihren Stolz. Bei einer Zusammenkunft in Schleswig kam der Zwiespalt zum Ausbruch. König Niels saß hier im königlichen Schmucke auf dem Thron. Da erschien auch Knud, aber nicht als dänischer Herzog, sondern als König der Obotriten mit der Krone auf dem Haupte. Er setzte sich auf der entgegengesetzten Seite des Saales, ohne den König zu begrüßen, ohne ihn zu küssen, wie es Sitte war. Da erhob sich Niels, seinen Neffen zu begrüßen; auch dieser ging nun dem Könige entgegen, aber nur bis in die Mitte des Saales.

Diese Begebenheit entzündete in dem argwöhnischen Gemüthe des Magnus den Verdacht, Knud strebe nach der dänischen Königskrone. Vergeblich redete die sterbende Mutter, welche anfänglich den Verdacht geschürt hatte, zum Frieden, vergeblich auch der alte Niels, der längst wieder dadurch besänftigt war, daß Knud ihm den Steigbügel gehalten und öffentlich im Fürstenrath erklärt hatte, daß er sich nimmer der Liebe und dem Gehorsam gegen den König und seinen Erben entziehen werde. Magnus beschloß den Tod des Herzoges. Hinterlistig erklärte er sich zur Versöhnung bereit und lud Knud auf das Weihnachtsfest 1130 nach Roskild auf Seeland. Der Herzog kam und fröhlich verlebten sie das Fest, dann trennten sie sich, um einige Zeit in der Ruhe sich heiligen Gedanken hinzugeben. Knud wohnte zu Haraldstadt. Dorthin sandte Magnus am 6. Januar 1131 einen Sachsen, um den Herzog zu einem Zwiegespräch ohne Zeugen in einem nahen Walde einzuladen. Knud folgte ohne Bedenken. Den Sachsen jammerte des edlen Helden, der dem sicheren Tode entgegen ging, und er suchte ihn zu warnen, ohne doch an seinem Herren zum Verräther zu werden. Er sang das Lied von Chriemhildens Untreue gegen ihre Brüder. Aber Knud achtete nicht darauf. Arglos trat er dem Magnus entgegen und umarmte ihn. Als er dabei ein Panzerhemd fühlte, fragte er: „Wozu die Rüstung?“ Magnus antwortete, er wolle das Gehöft eines Bauern überfallen. Das mißbilligte Knud, da Gottesfrieden war. Plötzlich traten Bewaffnete aus dem Walde hervor. „Was soll die Schaar?“ fragte Knud verwundert. Wir haben über Thronfolge und Königsthum zu verhandeln,“ versetzte Magnus, und als Knud antwortete, daß bei König Niels Lebzeiten dazu keine Veranlassung sei, sprang sein Vetter hastig auf ihn zu und spaltete ihm das Haupt.

Das Obotritenreich kam nun an Magnus von Dänemark 1131. Er entließ Pribislav und Niclot aus der Gefangenschaft und setzte sie als abhängige Statthalter in Wagrien und dem Obotritenlande ein. Doch wurden sie schon 1133 nach dem Tode ihres Oberherrn wieder völlig unabhängig.

Aber diese Unabhängigkeit schien sehr gefährdet, denn es hatte sich unterdes die Lage der Dinge in den umliegenden Ländern sehr verändert. Die Kämpfe der Deutschen unter sich, welche den Wenden eine so lange Unabhängigkeit verschafft hatten, waren beendet, und in Lothar von Suplinburg (1125—1137) saß ein Fürst auf dem deutschen Thron, der schon zweimal wieder in die wendischen Angelegenheiten eingegriffen hatte.

Aber nicht blos die politische Freiheit der Wenden schien bedroht, sondern noch mehr ihre religiöse, denn das Christenthum hatte in den letzten Jahren in den Ostseeländern sehr bedeutende Fortschritte gemacht. Durch die Wirksamkeit des edlen Otto von Bamberg waren die Pommern innerhalb 4 Jahren, von 1124—1128, völlig zum Christenthum bekehrt und selbst in dem heidnischen Stettin, einem der Hauptsitze des Götzendienstes, erhoben sich allenthalben Kirchen. Auch bei den Hevellern hatte Otto auf seiner zweiten Reise 1128 neuen Samen des Evangeliums ausgestreut, und die Morizaner hatten in Schaaren von ihm die Taufe begehrt.

Auch von Westen drang das Christenthum heran, und der Träger der Missionsthätigkeit war hier Vicelin. Er war geboren von rechtschaffenen Eltern bürgerlichen Standes zu Hameln an der Weser. Sie starben früh. Der verwaiste Knabe ging in die Schule der Domherren seines Ortes, machte aber wegen seines leichtsinnigen Lebens wenig Fortschritte. Bald nahm sich aber eine Gräfin Eberstein seiner an und brachte ihn auf ihre Burg. Einst verspottete ihn der dortige Capellan wegen seiner Unwissenheit. Das veranlaßte Vicelin, nach Paderborn zu gehen, um hier unter Meister Hartmanns Leitung den Wissenschaften obzuliegen. Sein Eifer war groß, so daß er oft über Vermögen arbeitete. Wenn man ihn dann abmahnte antwortete er: „Ich weiß wohl, daß ich spät an die Bücher gekommen bin; darum muß ich eilen, so lange Zeit und Alter es gestatten."

Von Paderborn ging er als Vorsteher einer Schule nach Bremen. Aber sein Wissensdrang führte ihn bald nach Frankreich, nach Laon, um zu den Füßen des großen Kirchenlehrers Anselm der christlichen Weisheit zu horchen. Hier faßte Vicelin auch den Entschluß, um Gottes willen ein strengeres Leben anzufangen, indem er dem Genuß des Fleisches entsagte, ein Kleid aus Ziegenhaaren anlegte und eifrig dem göttlichen Dienste obläge. Er schloß sich auch dem Prämonstratenserorden an. Im Jahre 1118 zum Priester geweiht, erglühte er immer tiefer für den Dienst der Kirche, und da der Wendenkönig Heinrich dem Christenthum gewogen war, so ging er nach Lübek, um dort das Evangelium zu predigen. In Folge der inneren

Kriege nach Heinrichs Tode mußte er aber schon 1119 von dort weichen. Er ging nach Hamburg. Gerade um diese Zeit bat ein reicher Holsteiner mit Namen Markrad, aus dem Gau Faldera, den Erzbischof um einen Priester. Vicelin ging mit ihm. Die Gegend war unfruchtbar und öde, die Leute nur dem Namen nach Christen und tief in Aberglauben versunken. Durch die Predigt von der Herrlichkeit Gottes, von den Gütern der zukünftigen Welt und der Auferstehung des Fleisches erschütterte er aber die Herzen der unwissenden Menge. Viele ließen sich taufen, Kirchen erhoben sich, Priester kamen ins Land und gewannen durch Predigt und Werke der Barmherzigkeit, als Besuch der Kranken, Speisung der Armen, viele Seelen. Als Sventipolk die Alleinherrschaft erlangt hatte, sandte Vicelin zwei neue Boten nach Lübeck, die Priester Ludolf und Volkward; sie mußten aber vor den Ranen wieder fliehen. Im Verein mit den zurückgekehrten Priestern schloß Vicelin die Geistlichen seines Sprengels noch enger zusammen zu einer Brüderschaft der Prämonstratenser nach der Regel des heiligen Augustin. Das gemeinschaftliche Wohnhaus nannten die Brüder Neumünster. Eine Hauptbeschäftigung der Mönche bestand in dem Gebet für die Bekehrung der Slaven.

So war das Wendenland auf allen Seiten von Stätten des Christenthums umgeben; nicht lange mehr, und auch dort sollte sich das Kreuz erheben.

5. Zweiter Hauptkampf der christlichen Deutschen gegen das heidnische Slaventhum. Vernichtung seiner nationalen und religiösen Selbständigkeit. 1133—1170.

Die frommen Gebete der Prämonstratenser zu Neumünster für die Bekehrung der Slaven schienen zunächst keine Erhörung finden zu sollen. Denn zu seinem Schmerze mußte Vicelin es sehen, wie das Heidenthum ungescheuter als je wieder hervorbrach. Christenblut war das angenehmste Opfer der wendischen Götter, und die auf den zahllosen Raubzügen Pribislavs und Niclots gefangenen Sachsen wurden mit ausgesuchten Martern zum Tode gebracht. Man schlug sie ans Kreuz, man riß ihnen die Eingeweide aus dem Leibe. Nur wenigen gestattete man, sich durch ein Lösegeld frei zu kaufen, und auch sie mußten dann noch zahllose Qualen ertragen.

Endlich gelang es den Bitten Vicelins, den Kaiser Lothar zu bewegen, gegen diese Greuel einzuschreiten. Es wurde die Burg Sigeberg oder Segeberg auf dem Alberge angelegt, am Fuße derselben eine Kirche erbaut und diese neue Ansiedelung zum Ausgangspunkt der Missionsthätigkeit bestimmt. Priester drangen wieder bis Lübek vor. Auch Wunderkräfte zeigten sich unter der Brüderschaft zu Neumünster: Kranke wurden geheilt, Besessene frei gemacht, und als 1148 zur Zeit einer Hungersnoth

Getreide aus den Speichern an die Armen ausgetheilt wurde, füllten sich dieselben auf wunderbare Weise stets von Neuem mit Korn.

Aber dieser glückliche Anfang ward wieder unterbrochen, als 1137 der Tod des Kaisers Lothar das Zeichen gab zum Ausbruch des Kampfes zwischen den Welfen und Waiblingern, der bis 1142 Deutschland verheerte. Pribislav überfiel Segeberg und vertrieb die Priester.

Doch schwebte schon die Vergeltung über seinem Haupte. Das Geschlecht der Krutonen hatte seinen alten Groll gegen Godschalks Geschlecht nicht vergessen und kam nun, ihn an dem letzten Sprößling desselben zu beweisen. Race, Niclots Bruder, kam von Rügen zur See herbei, überfiel und zerstörte Lübek, wobei Pribislav umkam. Mit Wagrien belehnte er seinen Sohn Rochil, und als dieser bald starb, seinen zweiten Sohn Pribislav. Aber auch dieser sollte sich nicht lange seines Besitzes freuen. Die Herzogin Gertrud von Sachsen hatte den tapferen Ritter Heinrich von Badewide mit Wagrien belehnt. Er drang in das Wendenland ein, eroberte Plön und drängte die Krutonen in den nordöstlichen Winkel von Holstein zurück. Bald trat er Wagrien an den Grafen Adolf von Holstein ab und bekam dafür das Land der Polaben.

So stand denn jetzt Nordalbingien bis an den Ratzeburger und Schaalsee unter deutscher Herrschaft, denn auch Pribislav hatte das kleine Stück Land, welches er gerettet hatte, abtreten müssen und lebte fortan als unterthäniger Grundeigenthümer in der Nähe von Aldenburg. Zahlreiche Kolonisten aus Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen, Friesland kamen ins Land, Lübek ward wieder aufgebaut, aber an einer günstiger gelegenen Stelle als das alte, und Vicelin bevölkerte das Land wieder mit Priestern.

Jetzt mußte auch das Land der Obotriten für das Christenthum gewonnen werden. Den Anstoß dazu gab der zweite Kreuzzug im Jahre 1147. Der heilige Bernhard von Clairvaux hatte die lässigen Deutschen durch seine persönliche Erscheinung auf den Reichstagen zu Speier (1146) und Frankfurt (1147) zur Theilnahme überredet. Alle erklärten sich bereit, nur die Sachsen sagten, sie hätten in ihrer Nähe genug abgöttische Heiden, welche sie bekriegen könnten. Diesen Ausspruch ergriff St. Bernhard begierig. Während der eine Theil der Christenheit gen Osten zöge, um die Muselmänner zu bekriegen, solle der andere die Heiden im Norden ausrotten oder doch mindestens bekehren, damit so auf einen Schlag die ganze götzendienerische Welt niedergeworfen würde. Auch der Papst billigte dies Unternehmen, schärfte aber, durch die Erfahrung belehrt, den Christen noch ausdrücklich ein, daß sie es den Heiden nicht für Geld oder Geldeswerth gestatten sollten, bei ihrem Unglauben zu verharren.

An die Spitze der sächsischen Fürsten, von denen viele schon zu Frankfurt das sogenannte wendische Kreuz, welches sich von dem Kreuze der morgenländischen Pilger durch ein darunter stehendes Rad unterschied,

genommen hatten, stellten sich Heinrich der Löwe, seit 1142 Herzog von Sachsen, und Albrecht der Bär, seit 1133 Markgraf von Brandenburg. Am 29. Juni sollte der Zug von Magdeburg abgehen.

Der Obotritenfürst Niclot sah das Wetter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog und suchte demselben zuvorzukommen. Er überfiel raubend Wagrien und kehrte mit reicher Beute heim. Doch beschleunigte er dadurch nur den Anmarsch der Deutschen. In zwei Heerhaufen rückten sie in sein Gebiet ein, der eine unter Heinrich dem Löwen, angeblich 40,000 Mann stark, gegen Dobin, der andere unter Albrecht dem Bären, sogar 60,000 Krieger, gegen Malchow.

Bald standen die Sachsen vor Dobin, welches sie im Süden einschlossen, während von Norden her die Dänen, welche sich auch an dem Zuge der Bundesgenossen betheiligten und bei Wismar gelandet waren, die Feste umgaben. In seiner Noth rief Niclot seine Stammgenossen die Ranen zu Hülfe. Sie überfielen die dänische Flotte in der Wismarschen Bucht. Die Dänen zogen ihnen entgegen und schlugen sie zwar in die Flucht; doch wagten sie nicht nach Dobin zurückzukehren, sondern segelten nach Hause. So machte die Belagerung der durch Seen und Sümpfe wohlgeschützten Burg keine Fortschritte, und die Sachsen erlahmten im Kampfe. Es sei widersinnig, meinten sie, ihre eignen zinspflichtigen Unterthanen zu vernichten. Sie schlossen daher mit Niclot eine Uebereinkunft, daß die Obotriten die Taufe annehmen und die gefangenen Dänen frei lassen sollten. Das geschah. Eine große Menge Slaven wurden in dem See in der Nähe von Dobin getauft. Die Sachsen zogen dann in ihre Heimath zurück.

Ein ähnliches Resultat hatte der östliche Feldzug. Hier ward Malchow erobert, und der Tempel und die Götzenbilder in der Nähe der Stadt verbrannt. Dann ging es bis Demmin. Diese Burg wurde aber nicht erobert, und nach drei Monaten kehrten die Fürsten unverrichteter Sache wieder heim.

Als so die Obotriten, wenn auch nicht bezwungen, so doch eingeschüchtert waren, wurden in Wagrien die Verwüstungen Niclots wieder gut gemacht. Neue Kolonisten kamen, und die alten Bisthümer wurden erneuert. Vicelin ward Bischof von Aldenburg, Emmehard Bischof von Meklenburg. Da aber Graf Adolf von Holstein die Dotation des ersten Bisthumes verweigerte, so konnte Vicelin wenig ausrichten. In Aldenburg hatte er nur eine armselige Kapelle und in dem Orte Bozo in der Nähe von Plön wohnte er lange Zeit im Schatten einer Buche und leitete den Bau einer Kirche zu Ehren St. Peters. So ging das Missionswerk nur kümmerlich weiter; der Bischof von Meklenburg kam gar nicht ins Land.

Da entbrannte der erst 1142 beigelegte Streit zwischen Welfen und Hohenstaufen von Neuem, indem Heinrich der Löwe das Herzogthum Baiern,

welches er als Minderjähriger auf Betrieb seiner Mutter abgetreten hatte, zurückforderte, und damit trat auch im Norden ein Stillstand ein im Werke der Wendenbekehrung. Ja die Kessiner und Circipaner fingen wieder an, unruhig zu werden und verweigerten den Tribut an Niclot. Der Fürst beklagte sich persönlich bei Herzog Heinrichs Gemahlin Clementia in Lüneburg. Diese aber traute ihm nicht und setzte ihn gefangen. Da standen Niclots Söhne, Pribislav und Wertislav auf, raubten und mordeten. Niclot ward frei gelassen, und mit den Sachsen vereint züchtigte er die Circipaner und zerstörte sogar ihren Tempel zu Rhetra.

Unterdes war auch zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa 1154 eine Aussöhnung zu Stande gekommen. Baiern kam wieder an den Sachsenherzog, und der Kaiser gab ihm auch Macht, Bisthümer einzurichten und sie mit Reichsgut auszustatten. Heinrich gründete noch 1154 das Bisthum Ratzeburg unter Evermods Leitung und stattete auch Aldenburg mit 300 Hufen aus zur großen Freude Vicelins. Doch sollte dieser edle Mann, dem nur das Wohl der Kirche und die Ausbreitung des Evangeliums am Herzen gelegen hatte, sich nicht lange mehr seiner aufblühenden Schöpfungen freuen. Er starb am 12. December 1154, nachdem er seit zwei und einem halben Jahre vom Schlage gelähmt und der Sprache beraubt, ein Leben voll der größten Schmerzen und doch voller Geduld und Gebet geführt hatte. Noch nach seinem Tode erschien der Bischof frommen Seelen im Gesicht. Eine Frau heilte er, der Sage nach, des Nachts im Traume von ihrer Blindheit, indem er ihr das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn drückte. Sein Andenken blieb im Segen.

Ihm folgte im Bisthum Gerold, ein Mann von gleicher Begeisterung und Aufopferung. Mitten im Winter 1156 kam er nach Aldenburg, ein Schneehaufe diente ihm als Hochaltar bei der Feier der Messe, und nur einen wendischen Zuhörer hatte er, den Fürsten Pribislav. Aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er zog weiter nach Lübek, zerstörte unterwegs einen Hain des Gottes Prove und zog endlich in die Stadt ein. Die Wenden waren bereit, seiner Mahnung sich taufen zu lassen, zu gehorchen, wenn ihnen als Christen ruhige Wohnsitze und Erleichterung des Tributes zu Theil würde. Gerold erkannte die Billigkeit dieser Forderungen an und versprach für sie zu wirken. Auf einem Landtage zu Artlenburg legte er seine Fürsprache bei Heinrich dem Löwen ein und beantragte zugleich die Bekehrung der Obotriten. Als nun der Herzog den Niclot ermahnte, antwortete dieser abwehrend: „Der Gott im Himmel sei Dein Gott, Du aber sei unser Gott; verehre Du ihn, wir aber wollen Dich verehren, daran ist es genug.“ Zwar ward dem Wenden diese gotteslästerliche Rede verwiesen; aber dabei blieb es auch.

In Wagrien blühte unterdes das Evangelium lieblich auf. Der Priester

Bruno, Gerolds Gehülfe, predigte in wendischer Sprache, und schon gingen jetzt die Slaven in die Gotteshäuser und bestatteten ihre Todten auf den christlichen Kirchhöfen. Wer sich nicht bekehren wollte, verließ das Land. In Lübek ward ein herrlicher Dom erbaut, und 1163 das Bisthum von Aldenburg nach dieser volkreichen und festen Stadt verlegt. Auch Ratzeburg hob sich in dieser Zeit an Einkünften durch den Zins der Wenden, der in drei Küritzen oder Maßen Roggen, einem Schilling, einem Topp Flachs und einem Huhn von jeder Hufe bestand.

Doch noch immer war für die Christianisirung der Obotriten nichts geschehen, obwohl doch auch der Papst schon in die Angelegenheiten eingegriffen und den Berno, einen Mönch des Cistercienserklosters Amelungsborn an der Weser, einen Mann edlen Geschlechtes und voll Eifer für die Ausbreitung der Kirche, im Jahre 1158 zum Bischofe von Schwerin und damit zum Bekehrer der dortigen Heiden bestellt hatte. Da gaben die Wenden selbst Veranlassung zu einem Feldzuge der Deutschen. Unruhig und räuberisch, wie sie waren, hatten sie die Küsten des dänischen Reiches weit und breit überfallen und verwüstet. Aarhuus in Jütland hatte ihre Hand gefühlt, die Insel Falster vermochte sich nicht mehr zu schützen. Da König Woldemar auch mit den Ranen zu kämpfen hatte und sich zu schwach fühlte, allen wendischen Stämmen zugleich zu begegnen, so beklagte er sich bei Heinrich dem Löwen als Lehnsherren der Obotriten. Niclot ward vorgeladen zur Verantwortung. Da er nicht erschien, so begann der Krieg.

Auch diesmal suchte Niclot den Sachsen zuvorzukommen. Er überfiel Lübek. Doch entdeckten die Leute des Priesters Athelo, der in der Nähe der Stadt wohnte, die heranschleichenden Wenden; die Brücke über die Wackenitz ward aufgezogen, das Stadtthor geschlossen und so Lübek gerettet. Die Wenden zogen sich zurück, Heinrich folgte ihnen eilends. Niclot steckte alle seine Festen, Ilow, Meklenburg, Sverin, Dobin, in Brand und zog sich nach Werle zurück, von wo aus seine Söhne täglich Streifzüge anstellten. Einst kamen sie von einem solchen Unternehmen unter schwerem Verluste zurück. Darob ergrimmte der alte Niclot. Zürnend sprach er: „Ich glaubte Männer erzogen zu haben, ihr aber lauft schneller davon als die Weiber.“ Er schwang sich selbst in den Sattel und rückte ins Feld. Einige Troßbuben wurden von ihm überfallen und niedergemacht. Dann legte er sich wieder in den Hinterhalt. Die Sachsen wollten sich rächen. Ritter zogen über ihre Harnische Gewänder von Knechten und gingen sorglos der Gegend zu, wo die Wenden versteckt lagen. Niclot brach hervor und zielte mit der Lanze auf einen der Ritter. Sie prallte am Harnische ab. Da erkannte er die Gefahr und wollte fliehen. Aber zu spät. Von den Sachsen umringt, von den Seinen verlassen, fand er den Tod. Sein Haupt ward auf eine Stange gesteckt und im deutschen Lager umher getragen.

Die Kunde von Niclots Tode drang auch zu der dänischen Flotte,

welche sich an dem Feldzuge betheiligte und unter der Anführung König Woldemars und des kriegerischen Bischofs Absalon von Roskild in der Bucht bei Poel lag. Auch Prizlav, Niclots dritter Sohn, der wegen seiner christlichen Gesinnung von seinem Vater verstoßen und in Dänemark König Woldemars Schwager geworden war, erfuhr die Nachricht, als er gerade beim Abendessen war. Nachdenklich stützte er eine Weile sein Haupt mit der Hand, dann sprach er: „So muß ein Gottesverächter enden," und setzte schweigend sein Mahl fort. Auch beharrte Prizlav in dieser Gesinnung. Denn als er später mit seinem Bruder Pribislav am Ufer der Warnow in einen hitzigen Wortwechsel gerieth, wobei letzterer ihm vorwarf, daß er mit Bernhard, dem angeblichen Mörder seines Vaters, umgehe, da versetzte der Christ, daß jener Sachse sich nur wohl verdient gemacht habe, indem er ihn von seinem wider Gott frevelndem Vater befreit habe. Er möge auch nicht für den Sohn eines Mannes gelten, von dem die ärgste Sünde so offenkundig verübt sei.

Die Dänen segelten von Pöl nach dem Breitling bei Rostock, damals Gudraca genannt. Eine wendische Flotte, welche sich ihnen entgegenstellte, ward zerstreut. Da erschienen plötzlich die Ranen, um die Dänen im Flusse einzuschließen. Sie wurden aber bald vertrieben und bis zum Strelasund getrieben, wo sie sich endlich ergaben.

Unterdes waren auch Wertislav und Pribislav, welche bei der Annäherung der Dänen Werle in Brand gesteckt und sich in den Wäldern umhergetrieben hatten, von dem Löwen wieder zu Gnaden angenommen, und der erstere mit dem Gebiet der Kessiner, der zweite mit dem der Circipaner belehnt worden. Werle und Wolgast waren ihre Residenzen, das Obotritenland dagegen behielt Heinrich für sich. Gunzelin von Hagen, ein tapferer Ritter, ward Statthalter; Ilow und Sverin waren seine beiden Burgen. In Kussin war Ludolf von Braunschweig Burgwart, in Meklenburg Heinrich von Scaten, in Malchow Ludolf von Peine. Auch für das Kirchenwesen sorgte der Löwe, indem er das Bisthum Meklenburg mit 300 Hufen ausstattete und den edlen Berno, der seinen Sitz in Schwerin genommen hatte, als Bischof bestätigte.

Aber Niclots Söhne konnten den Verlust ihres alten Stammlandes nicht verschmerzen. Nachdem sie ihrem Haß gegen die Dänen in mehreren Raubzügen Luft gemacht hatten, begannen sie auch gegen den Sachsenherzog neue Umtriebe. Der wachsame Gunzelin erfuhr davon und theilte es seinem Herren mit. Heinrich rückte daher 1163 sofort ins Land ein und freute sich, als er sah, wie die Wenden sich in der Burg Werle verschanzten. Er hatte auf seinen Zügen nach Italien im Gefolge des Kaisers Barbarossa die Belagerungskunst wohl gelernt. Bald waren Thürme errichtet und an die Wälle hingebracht. Vor dem gewaltigen Pfeilhagel ließ sich kein Wende mehr blicken. Der verwundete Wertislav bat um Gnade.

Das Leben ward ihm geschenkt, aber nicht die Freiheit; in Ketten mußte er nach Braunschweig wandern. Sein Oheim Lubimar, Niclots Bruder, bekam sein Land.

Pribislav war nicht in der Feste gewesen, sondern hatte die Sachsen von außen angreifen sollen. Nach dem Falle der Burg bat auch er um Frieden. Es kam aber zunächst blos zu einem Waffenstillstande bis zum Frühjahr 1164. Da reizte der gefangene Wertislav ihn zum Aufstande, indem er ihn erinnerte, wie sie beide früher ihren Vater auf diesem Wege aus der Gefangenschaft befreit hätten. Pribislav folgte dem Rathe des Bruders. Er zog vor Meklenburg und nahm es mit stürmender Hand. Die Erschlagenen blieben unbestattet liegen. Da kam am fünften Tage nachher Berno von Schwerin herbei, sie christlich zu begraben. Ein Haufe Wenden drohte, ihn zu überfallen, als er das Todtenamt hielt. Da erschien, wie ein Retter in der Noth, Reichard von Salzwedel, der mit einer Schaar von Reisigen nach Ilow wollte. Die Wenden flohen, der Bischof vollendete sein Werk und kehrte nach Schwerin zurück, nachdem er an 70 Leichen begraben hatte.

Pribislav war unterdes, nach einem vergeblichen Angriff auf Ilow, vor Malchow gerückt und hatte die Burg nach freiem Abzuge der Besatzung eingenommen. So wuchs seine Macht im Lande und um so mehr, da er die Christen unangefochten ließ. Nicht allein daß er die Bekehrung der Obotriten, Circipaner und Tolenser, welcher Bischof Berno unter Begünstigung des pommerschen Herzoges Casimir oblag, nicht störte: er ließ sich auch selbst durch seine Gemahlin Woizlava, eine norwegische Königstochter und schon lange Christin, zur Taufe bewegen, welche Bischof Berno am 29. April 1164 an ihm und seinem Neffen Niclot, Wertislavs Sohn, zu Doberan vollzog. Hierdurch zeigte es sich klar, daß sein Kampf nicht ein Religionskrieg, sondern ein Kampf um sein väterliches Erbe sei, und die christlichen Herzöge von Pommern leisteten ihm daher gerne Beistand.

Da kam dann endlich Herzog Heinrich. Er nahm Malchow, und auf einem Berge der Burg gegenüber hängte er den Wertislav zur Strafe für seinen eignen Verrath und den Treubruch seines Bruders. Dann eilte er nach Verchen am Cummerower See, welches er zum Sammelplatze der Truppen bestimmt hatte. Graf Adolf von Holstein war schon da und hatte ein festes Lager bezogen, um den Herzog zu erwarten. Zu ihm schickten die pommerschen Herzoge und Pribislav aus Demmin und baten um Frieden; 3000 Mark Sühne wollten sie geben. Gesandte am nächsten Tage boten nur noch 2000 Mark. Das deutete auf Krieg. Und in der That, in der Morgendämmerung des folgenden Tages überfielen die Wenden die Sachsen und tödteten die Ueberraschten. Auch Graf Adolf fiel. Gunzelin von Hagen stellte endlich das Treffen wieder her und eroberte das Lager zurück. Die Wenden zogen mit einem Verluste von 2500 Mann ab. Der

heranrückende Heinrich fand den Sieg erfochten und ging weiter nach Demmin, welches die Wenden schon selbst zerstört hatten. Dann zog er weiter bis an die Küste, wo er mit König Waldemar, der sich wieder am Kriege betheiligt hatte, den Freundschaftsbund erneuerte. Von hier rief ihn die Nachricht, daß eine große Gesandtschaft des griechischen Kaisers in Braunschweig angekommen sei, in die Heimath zurück. Waldemar dagegen vertheilte die eroberten Küstenstriche an der Ostsee an wendische Fürsten, einen Theil bekam auch Niclots dritter Sohn Prizlav. Pribislav, seines Erbes beraubt, fand ein Asyl in Pommern.

Durch diese blutigen Feldzüge aber war das Land der Obotriten sehr verödet. Es glich einer Wüste. Die alten Bewohner waren meistens umgekommen, die Uebriggebliebenen starben vor Hunger, da es an Brodkorn fehlte, oder flüchteten schaarenweise zu den Dänen und Pommern. Diese aber verkauften sie ohne Erbarmen an andere slavische Völker, an Polen, Sorben und Böhmen.

Da brach zwischen den Dänen und Ranen ein neuer Kampf aus. Alsbald erschienen auch die Pommern und Pribislav wieder auf dem Kampfplatze. Demmin ward wieder erbaut, Streifzüge wurden unternommen. Dafür aber suchte Gunzelin, der Statthalter im Obotritenlande, die Pommern in ihrem Gebiete wieder heim, so daß die Herzoge der letzteren endlich dem Pribislav bei Strafe alle ferneren kriegerischen Unternehmungen verboten. 1165.

So schien denn die Herrschaft des Geschlechtes Krutos im Obotritenlande auf immer gesunken, als sich die Lage der Dinge plötzlich änderte. Die sächsischen Fürsten hatten die Uebermacht des Löwen schon lange mit wachsendem Mißtrauen betrachtet und seine Demüthigung beschlossen. Zwar hatte Heinrich 1166 in Braunschweig einen ehernen Löwen errichtet, zum Zeichen, daß er nicht gesonnen sei, sich zu ergeben, aber er erachtete es doch auch für nützlich, Bundesgenossen zu gewinnen. Im Rücken mußte er gedeckt sein, wenn er tapfer nach vorne kämpfen sollte, und so nahm er 1167 den Pribislav wieder zu Gnaden an, und gab ihm das Land seines Vaters Niclot zurück; blos die Grafschaft Schwerin blieb dem Gunzelin von Hagen.

Pribislav blieb von nun an treu, ward sogar ein eifriger Bundesgenosse der Christen und betheiligte sich 1168 nebst Bischof Berno an dem Feldzuge der Dänen und Pommern gegen die götzendienerischen Ranen, welche die Predigt des schweriner Bischofes in den voraufgehenden Jahren höhnend zurückgewiesen hatten. Am 15. Juni dieses Jahres ward auf Arkona das Bild des Svantevit vernichtet, am Tage des heiligen Veit, dessen teuflisches Zerrbild der heidnische Gott sein sollte. Als der Koloß zu Boden sank, fuhr, so erzählt die Legende, der Teufel sichtbar in Gestalt eines schwarzen Thieres aus dem Tempel und verschwand vor den Augen

der Umstehenden. Damit war der Sturz des slavischen Heidenthums im Wesentlichen besiegelt. Am 15. Juni 1171 zerstörten die Dänen noch den Triglavtempel auf dem Schwarzenberge am schwarzen See in der Granitz und leibten Rügen völlig dem Christenthum ein.

Schon vorher am 2. Januar 1170 hatte Friedrich Barbarossa von Frankfurt am Main aus dem Lande der Obotriten seinen slavischen Character genommen, indem er, bei Gelegenheit der Bestimmung der Grenzen des Bisthums Schwerin, die meklenburgischen Fürsten für „Fürsten Unseres Landes" d. h. für Reichsfürsten erklärte. Hinfort wurden sie nicht mehr als unterjochte Ausländer, sondern als Deutsche Fürsten betrachtet und nach Deutschem Recht gerichtet.

Das war der Untergang der religiösen und nationalen Selbständigkeit der Wenden im Obotritenlande. Wie sich nun ihre Aufnahme in das Christenthum und Germanenthum im Einzelnen und Kleinen vollzog, haben wir im folgenden Abschnitte zu betrachten.

Dritter Abschnitt.

Christianisirung und Germanisirung Meklenburgs. 1170—1227.

1. Capitel.

Die politischen Ereignisse bis 1227.

1. Pribislav. 1167—1178.

Pribislav, im Jahre 1167 von Heinrich dem Löwen in das Erbe seiner Väter wieder eingesetzt, ward von nun an aus einem Feinde des Sachsenherzoges, ein Bewunderer seiner Größe und sein bester Freund; ein Bund, der auch noch durch Familienbande gefestigt ward, indem Pribislavs Sohn Heinrich Borwin sich mit des Löwen Tochter Mechthildis vermählte. Wie der Obotritenfürst in Gemeinschaft mit Bischof Berno von Schwerin sich an dem Zuge gegen die Ranen betheiligte und dadurch die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zum Christenthum besiegelte, haben wir schon gesehen. Als nun König Waldemar von Dänemark dem Sachsenherzoge die Hälfte des Tributs der Ranen, welche letzterer vertragsmäßig glaubte in Anspruch nehmen zu können, verweigerte, da entbot Heinrich die Wendenfürsten zum Kampfe. Nun wurde den Obotriten wieder „Thür und Riegel des Meeres, welches ihnen so lange verschlossen gewesen war, aufgethan"; ihre Kaperschiffe überfielen die dänischen Inseln, sättigten sich an dem Reichthume derselben, zerstörten Kirchen, verwüsteten Ländereien und führten die Menschen gefangen fort. In der Stadt Meklenburg allein wurden gegen 700 Kriegsgefangene zum Verkauf ausgeboten. Waldemar ertrug diese Raubzüge

zunächst stillschweigend und beschränkte sich auf Abwehr der Ueberfälle. Im Jahre 1170 begann er endlich den Angriffskrieg; sein Sohn überfiel die Wagrier in Aldenburg im Frühling 1171, während der König mit Bischof Absalon einen Streifzug gegen die Circipaner unternahm. Hier ward die Burg des Otimar (? Kotimar), welche sehr fest im Teterower See lag, genommen. Die Besatzung ward getödtet, die Frauen gefangen weggeführt, Otimar selbst dagegen frei gelassen, wahrscheinlich gegen das Versprechen, sich taufen zu lassen und das Kloster Dargun zu gründen, welches auch 1172 von Mönchen aus dem Kloster Esrom auf Seeland bezogen wurde.

Am Johannistage 1171 kam dann der Friede zwischen dem Sachsenherzoge und den Dänen zu Stande, indem Heinrich wirklich die Hälfte des Tributs der Ranen erhielt, und von nun an war Ruhe im Lande. Pribislav wirkte in Frieden. Neben der Sorge für die Kirche, — er hatte 1170 das Kloster Doberan gestiftet — suchte er die wendische Nationalität zu heben, indem er die drei Burgen Meklenburg, Ilow und Rostock wieder erbaute und in dem Gebiete derselben Schaaren von Wenden ansässig machte. Sein Land also wohlgeordnet zurücklassend, brach er am 13. Januar 1172 im Gefolge Heinrichs des Löwen zu einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande auf. Der Zug ging über Regensburg, Wien, Gran, durch Ungarn und Servien, über Nissa und Adrianopel nach Constantinopel, wo die Pilger am Ostertage, den 16. April, eintrafen. Hier schifften sie sich ein, landeten in Accon und pilgerten nach Jerusalem. Das heilige Grab, das Thal Josaphat, der Oelberg, Bethlehem, Nazareth, die Ufer des Jordan, der Berg der Versuchung Christi wurden mit Andacht besucht, dann wandte man sich wieder nach Jerusalem. Nachdem die Kirche des heiligen Grabes und die Ritterorden beschenkt waren, kehrte man zu Lande über Accon, Antiochia, Tarsus, unter dem Geleit des Sultans von Iconium, nach Constantinopel und von da zu Lande wieder nach Braunschweig zurück, wo man Anfang 1173 wieder ankam.

Pribislav regierte nun in Frieden über sein Gebiet, welches außer dem nördlichen Theil von Meklenburg auch das Land Warnow (Gegend von Parchim) und das Burggebiet Malchow umfaßte. Er war bei seinen Nachbarn sehr angesehen und vermittelte sogar um 1176 einen Frieden zwischen Pommern und Dänen. Er starb am 30. December 1178 bei einem ritterlichen Turnier, welches Herzog Heinrich zu Lüneburg veranstaltet hatte, in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Er ward im Michaeliskloster begraben; im Jahre 1219 aber wurden seine Gebeine nach Doberan gebracht.

2. Heinrich Borwin I, Nicolaus von Rostock und ihre Nachfolger.

Die Zeit der dänischen Oberlehnsherrschaft. 1178—1227.

Auf Pribislav folgte als berechtigter Thronerbe sein Sohn Heinrich Borwin I. Unter seiner Regierung ward die Christianisirung und Germanisirung Meklenburgs nahezu vollendet. Zunächst freilich schien es nicht so. Denn grade um diese Zeit war es, wo Deutschland in Verwirrung gesetzt ward durch den Kampf zwischen dem beleidigten Kaiser Barbarossa und Heinrich dem Löwen. Auf der Seite des Letzteren standen nur wenige Fürsten, unter ihnen sein Schwiegersohn Fürst Borwin, dagegen auf Seite des Kaisers alle die, welche sich von dem stolzen Sachsenherzoge in ihrer Selbständigkeit bedroht glaubten, auch der Sohn des vor Malchow erhängten Wertislav, Nicolaus oder Nielot. Dieser hatte dem Löwen die Tödtung seines Vaters noch nicht vergeben und, da er ihn selbst nicht weiter schädigen konnte, so beeinträchtigte er seinen Schwiegersohn, indem er Land und Burg Rostock in Besitz nahm. Da that der Löwe in seiner Noth einen gefährlichen und nicht zu billigenden Schritt. Er reizte die eben erst überwundenen und bekehrten Wenden zur Empörung. Die Luitizer fielen auf sein Anstiften in die Mark Brandenburg ein und verwüsteten nicht blos das Land, sondern zerstörten auch geistliche Stiftungen, z. B. die Abtei Zinna. Nun erhoben sich auch die Zirzipaner in Meklenburg. Die niederen Stände des östlichen Wendenlandes, durch die deutschen Colonisten, welche von den Klöstern und Rittern allenthalben ansässig gemacht wurden, in ihrer Existenz bedroht, aus den besseren Ländereien verdrängt, von den übrig gebliebenen heidnischen Priestern aufgestachelt, überfielen am 10. Nov. 1179, grade 113 Jahre nachdem das Haupt des Bischof Johannes von Meklenburg zu Rhetra geopfert war, das Kloster zu Althof, verbrannten es und tödteten 78 Mönche. Fürst Nicolaus stellte sich den Schaaren entgegen, ward aber am 11. December völlig besiegt und rettete sich nur mühsam nach Rostock. Auch Dargun ward von ihnen verwüstet und lag Jahre lang öde.

Doch bekam das Land bald Ruhe, indem der wilde Haufe auf Betrieb des Löwen nun seine Streifzüge in die Lausitz richtete. Dem Ausbruch einer neuen Empörung beugte das Erscheinen Kaiser Barbarossas vor, der 1181 Lübek belagerte. Nach der Uebergabe dieser Stadt, bat der Herzog um Frieden. Er fand ihn bekanntlich zu Erfurt. Er verlor alle seine Besitzungen bis auf seine Allodialgüter und ging auf 3 Jahre in die Verbannung.

Durch die mit dem Sturz des Löwen verbundene Auflösung des großen Sachsenherzogthums wurden auch die Meklenburgischen Fürsten der That nach frei von ihrem bisherigen Lehnsverbande, obwohl die Herzoge des neu

entstandenen Sachsen-Lauenburg noch fort und fort das Recht der Lehnsherrlichkeit in Anspruch nahmen und erst 1348, als Meklenburg ein Herzogthum ward, gänzlich darauf verzichteten.

Während dieser Zeit hatte sich Niclot fast des ganzen Gebietes seines Vetters Borwin bemächtigt. Da nahmen sich die Grafen von Schwerin des letzteren an und eroberten zunächst Ilow zurück, dann Rostock. Nicolaus ging zu den Markgrafen von Brandenburg und unternahm Streifzüge nach Meklenburg. Er gewann alsbald den Fürsten Jarimar von Rügen zum Bundesgenossen, während Borwin sich mit den Pommern verbündet hatte. Da mischten sich die Dänen, welchen die Ranen zinspflichtig waren, in den Streit. Bischof Absalon besiegte die Pommern 1184, zwang sie, die dänische Lehnsherrlichkeit anzuerkennen und den Nicolaus, den sie bei einem Streifzuge gefangen genommen hatten, auszuliefern. Da unterdes Borwin den Ranen in die Hände gefallen war, so hatte König Knud von Dänemark auch beide Obotritenfürsten in seiner Gewalt und setzte sie nach längerer Gefangenschaft als abhängige Vasallen wieder ein, den Niclot in Rostock, Borwin in Meklenburg. Beide regierten nun in Eintracht ihre Länder, begünstigten die Kirche durch Stiftung von Klöstern und Schenkungen von Gütern und bewidmeten die allmählich entstehenden Städte mit lübischem Rechte. Das einzig Lästige war ihnen die Heerfolge bei den Dänen. Diese zog ihnen 1194 und 95 eine Verwüstung ihres Landes durch die Brandenburger und den Grafen von Holstein zu, und 1197 fand Niclot im Kampf gegen Adolf von Dassel, Grafen von Ratzeburg, im Gefecht von Waschow bei Wittenburg seinen Tod.

Von jetzt an regierte Borwin allein. Den alternden Fürsten trieb der Eifer für sein Seelenheil noch zu einem Kreuzzuge nach Livland 1218. Eine furchtbare Kälte suchte die Krieger heim. Viele verloren Nase, Arme, Beine, andere starben. Aber unerschrocken drangen die meklenburgischen Ritter im Verein mit dem deutschen Orden über den zugefrorenen Busen von Riga und kehrten mit Beute heim. 1219 kehrte Borwin zurück und überließ jetzt die Geschäfte meistens seinen beiden Söhnen Heinrich Borwin II. und Nicolaus, welche er vor seiner Abreise zu Reichsverwesern eingesetzt hatte. Ersterer saß zu Rostock, der zweite in dem 1225 erworbenen Gadebusch. Beide Brüder theilten die Gesinnung ihres Vaters gegen die Kirche und gegen die Deutschen, starben aber schon 1226 und bald nach ihnen auch Borwin I. 1227. Es blieben übrig als Erbberechtigte die 4 Söhne Borwins II.

3. Heinrich der Schwarze, Graf von Schwerin.

Graf von Schwerin ward 1167 Gunzelin von Hagen. Er bekam das Land vom Schweriner See südwestlich bis an die Elbe und im Osten desselben das Land Criwitz. Nach seinem Tode folgten ihm Gunzelin II.

und Heinrich. Die Zeit der Verwirrung des deutschen Reiches unter Otto IV. und Philipp von Schwaben benutzte Waldemar II., seit 1202 König von Dänemark, um sich auch die Grafen von Schwerin und Nordalbingien unterthänig zu machen. Er ward ein Bundesgenosse Friedrichs II., seit 1212 Gegenkaiser Ottos, und bekam von diesem 1214 auf dem Reichstage zu Metz alle Länder zwischen Elbe und Eider und die wendischen Fürstenthümer abgetreten, welchen Vertrag der damals weltbeherrschende Papst Innocenz III. 1216 bestätigte.

Aber Waldemar hätte die Länder gerne erblich besessen, welche jetzt bloße Lehen waren. Er hatte daher den Grafen Gunzelin von Schwerin gezwungen, seine Tochter Ida dem Nicolaus von Halland, einem natürlichen Sohne des dänischen Königs, zur Ehe zu geben. Ida gebar einen Sohn, und, als ihr Gemahl und ihr Vater um 1221 starben, nahm König Waldemar für seinen Enkel die halbe Grafschaft Schwerin in Besitz. Es gelang ihm das um so leichter, da Graf Heinrich grade auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande war. Zurückgekehrt, forderte dieser den geraubten Theil der Grafschaft zurück. Er ging sogar an den Hof König Waldemars, ohne indes für seine Ansprüche ein offenes Ohr zu finden. Da beschloß der Graf sich selbst Recht zu verschaffen. Er blieb im Gefolge des Königs und wartete auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Planes. Als der König einst auf der Insel Lyöe, südwestlich von Fünen, dem Waidwerk oblag, und am Abend die Jagdgenossen berauscht in ihren Zelten lagen, überfiel Heinrich den König und seinen Sohn, brachte sie auf ein bereitliegendes Schiff und eilte dem Festlande zu. Um die Dänen an der Verfolgung zu hindern, waren alle übrigen Fahrzeuge angebohrt worden. Das geschah in der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1223.

Heinrich brachte seine Gefangenen, da die Burg Schwerin im Besitz der Dänen war, zuerst nach Lenzen und von dort nach Dannenberg, wo er sie in harter Haft hielt. Die norddeutschen Fürsten traten meistens auf die Seite des kühnen Grafen und beglückwünschten ihn wegen seiner That, während der Papst Honorius III. für die Befreiung des Königs sich bemühte und Kaiser Friedrich II. für sich die Auslieferung zu erlangen suchte, um dann von Waldemar die Wiederabtretung der Ostseeländer zu erzwingen. Es kam zu verschiedenen Vergleichen, welche an Waldemars Stolz scheiterten. Da ergriffen denn die Dänen die Waffen, um ihren Herrn zu befreien. Da sie aber bei Mölln im Januar 1225 geschlagen wurden, so sah sich Waldemar doch zu einem Vergleiche genöthigt. Er kam am 27. Nov. zu Bardowik zu Stande. Die Dänen bezahlten 45,000 Mark Silber, verzichteten auf alle Besitzungen südlich der Eider und auf die wendischen Ostseeländer mit Ausnahme von Rügen, gewährten den norddeutschen Städten Handelsfreiheit und stellten 3 königliche Prinzen als Geißeln. Das waren die Hauptbedingungen.

Waldemar kehrte aber aus seiner 2½jährigen Gefangenschaft nur zurück, um, von Papst Honorius III. seines Eides entbunden, mit den Waffen das Verlorene wiederzugewinnen. Doch unterlag er am 22. Juli 1227 in der Schlacht bei Bornhöved in Holstein gegen die vereinigten norddeutschen Fürsten, unter welchen sich auch die Meklenburger befanden. Die Niederlage war vollständig. Der König büßte ein Auge ein und entkam mit genauer Noth. Er mußte den Bardowiker Vertrag von Neuem beschwören und für seine 3 Söhne noch 7000 Mark Lösegeld bezahlen.

Von dieser Zeit an blieb Meklenburg ein Theil des deutschen Reiches unter kaiserlicher Lehnsherrlichkeit.

2. Capitel.

Die Ausbreitung des Christenthums im Obotritenlande durch die Bischöfe von Schwerin.

1. Bischof Berno als Missionar. 1158—1168.

Berno, aus edlem Geschlecht und von edler Gesinnung, ward frühzeitig von dem religiösen Zuge seiner Zeit ergriffen und trat in das Kloster Amelungsborn in der Nähe der Weser. Amelungsborn war eine Stiftung des Klosters Altencamp am Rhein, welches wiederum 1122 von Citeaux, in Frankreich nahe bei Dijon gelegen, gegründet war. Der Cistercienserorden, in den somit der junge Ritter trat, war gestiftet 1098 von dem Ritter Robert aus der Champagne. Dieser Mann nahm Anstoß an dem behaglichen Leben und den wissenschaftlichen Bestrebungen, welchen sich der Orden der Cluniacenser in der letzten Zeit hingegeben hatte, und er beschloß, die Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge zu erneuern. Vertiefung in die göttlichen Geheimnisse und Läuterung des inwendigen Menschen durch ein Leben fern von der Gemeinschaft der Menschen und durch Verzicht auf jegliche Annehmlichkeit selbst in Speise und Trank war das, was Robert wollte. Darum legte er seine Klöster stets in wilden, öden, ja unfruchtbaren Gegenden an. Und um die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte zu gewinnen, waren die Mönche verpflichtet, die Umgebung ihres Klosters urbar zu machen, wodurch ihrem frommen Müssiggange gewehrt und der Körper gestärkt ward. So waren die Cistercienermönche Geistliche und Ackerbauer zugleich. Und sie haben in letzterer Beziehung Ausgezeichnetes geleistet. Wohin ihr Orden kam, erhoben sich in wenigen Jahren ringsherum an der Stelle der Sümpfe und dichten Wälder freundliche Dörfer, von goldenen Saatfeldern umgeben, ländliche Fabriken, als: Glashütten, Salinen, Wasserleitungen, Weinberge, Mühlen, so daß ihre Höfe und Vorwerke die Musterwirthschaften des mittelalterlichen Landbaues wurden. Diese ökonomische Thätigkeit betrieben besonders die

Conversenbrüder, dem Orden angehörige Laien, besser eine Art Halbmönche, mit besonderer Tracht, welche zum Gehorsam und zur Ehelosigkeit ohne geistliche Gelübde verpflichtet waren. Sie bestellten selbst die Ländereien, waren auch zuweilen Müller an den Klostermühlen. Der so gestaltete Orden bekam seit dem Eintritt Bernhards von Clairvaux im Jahre 1113 einen bedeutenden Aufschwung. Leute aus den vornehmsten Kreisen strömten ihm zu, und als Bernhard starb, zählte man schon 160 Klöster in allen Ländern Europas; bis nach Dänemark und Schweden hinauf zogen die Mönche in ihren weißen Kutten.

In diesen Orden, der wegen seiner ländlichen Thätigkeit und seiner Weltflüchtigkeit auch gerne in den eben bekehrten, noch halbheidnischen Ländern sich ansiedelte, trat, wie bemerkt, auch Berno. Ihn duldete es aber nicht im Kloster, sondern er mußte hinaus in die Welt, Seelen für den Herrn zu gewinnen. Papst Hadrian IV. weihte ihn auf seine Bitte 1158 zum Heidenbischofe von Schwerin, und noch in demselben Jahre kam der muthige Mönch ins Land, schlug seinen Wohnsitz in Schwerin auf und verlegte damit den Sitz des Bisthums von Meklenburg nach diesem Orte; darum wird er bald als Bischof von Schwerin bald als Bischof von Meklenburg bezeichnet.

Das Land der Obotriten galt in jener Zeit bei den Christen als der Sitz des Satans und die Wohnung aller unsauberen Geister, das Volk als eine verkehrte und böse Art. Aber Berno fürchtete sich nicht; er predigte vom Lichte des Glaubens, zerstörte heilige Haine und fing an Kirchen zu gründen. Der Aufstand Niclots 1160 zwang ihn, das Land auf kurze Zeit zu verlassen; nach Beendigung des Krieges kehrte er unter dem Schutze des Statthalters Gunzelin zurück und stiftete in Schwerin eine christliche Gemeinde aus Deutschen. Ebenso wurden die Burgen Meklenburg, Ilow, Kuscin, Malchow Ausgangspunkte christlicher Erkenntniß. Berno selbst zog aber weiter in das Gebiet der Circipaner und Tolenser, und wenn er auch viel Hohn und Mißhandlungen zu erdulden hatte, so wich er nicht zurück. Der Aufstand des Wertislav und Pribislav that seiner Thätigkeit keinen Abbruch; muthig bestattete er die 70 Erschlagenen in Meklenburg und taufte dann am 29. April 1164 sogar Pribislav und seinen Neffen Niclot zu Doberan, wie schon oben bemerkt ward. Pribislav erbaute noch in demselben Jahre die Capelle zu Althof. Berno aber wandte sich zu den Kessinern. Oft hatte er Backenstreiche, Faustschläge zu erdulden, höhnend ward er von den Heiden an die Opferstätten gezogen, ein Zeuge des Götzendienstes zu sein; aber er trat ihnen stärker entgegen; er zerstörte den heiligen Hain des Goderac und befahl statt dessen die Verehrung des heiligen Gotthardt. Von hier wandte sich der Bischof über Pommern nach Rügen zu einem Volke, das, wie berichtet wird, durch Unflath des Götzendienstes bei Gott und Menschen verhaßt war. Aber die Ranen wollten seine Predigt

nicht annehmen (1166 und 1167), und daher veranlaßte Berno im folgenden Jahre den oben beschriebenen Kreuzzug, bei welchem er im Verein mit Absalon von Röskilde das Bild des Svantevit stürzte. Die mit Gewalt zur Taufe Gezwungenen gewann er dann durch freundliche Unterweisung.

Doch hatten die Dänen von allen diesen Erfolgen nur eine geringe Meinung. Das Volk, hieß es bei ihnen, widerstrebe dem Christenthum; und wenn auch die meisten vom Herrenstande Christen seien, so seien sie es nur dem Namen und dem Bekenntniß nach, ihr Leben und ihre Thaten aber seien dem nicht gemäß; die Wenden seien nichts als Heiden. Daß in dieser Rede etwas Wahres lag, zeigt der Aufstand von 1179.

2. Berno als Ordner und Hirte seines Kirchensprengels. 1168—1191.

Der zurückgekehrte Bote des Evangeliums hatte die Freude, daß im Jahre 1169 sein Bisthum, ebenso wie früher Ratzeburg und Lübek, von Heinrich dem Löwen mit 300 Hufen Landes ausgestattet ward, wozu dann noch seit 1171 viele andere Besitzungen kamen. So z. B. gehörten ihm die Domfreiheit in der Altstadt Schwerin, wo die Domkirche und die Domherrnhöfe sich befanden, die sogenannte kleine Schelfe, wo später die Neustadt erbaut ward, und die große Schelfe bis zum Werder, ferner die Bischofsmühle, die Insel Lieps im Schweriner See, das Land Bützow, die Stadt und 17 Dörfer umfassend, acht Dörfer im Lande Meklenburg, an der Spitze Warin, wo der Bischof später eine Residenz erbaute, Goorstorf bei Rostock, Bistorf bei Malchow, das Land Pütten bei Stralsund und andere Güter. Alle diese Schenkungen bestätigte nicht blos Friedrich I. im Januar 1170 von Frankfurt am Main aus, sondern auch drei verschiedene Päpste, zuerst 1178 Alexander III., zu dem Berno eigends eine Reise nach Rom unternahm, und zuletzt 1189 Clemens III. Der Sprengel seines Bisthums umfaßte nach diesen Urkunden folgendes Gebiet: Von Wismar aus zog sich die Grenze etwa 1—2 Meilen westlich vom Schweriner See bis an die Elde, von da an diesem Flusse entlang, das Land Malchow mit einschließend, bis zur Peene, welchen Fluß sie bis ans Meer begleitete. Auch die Hälfte von Rügen gehörte zum Bisthum Schwerin.

In diesem weiten Gebiete sorgte Berno nun für Aufrichtung von Kirchen und Pfarren. Die Gemeinden zu Schwerin, Meklenburg, Ilow, Kuscin und Malchow haben wir schon erwähnt. Die erste gedieh bald zu hohem Ansehen, seitdem das Bisthum dorthin verlegt war. Es ward ein Domcapitel, welches dem Bischofe theils rathend und helfend, theils wehrend und beschränkend zur Seite stehen sollte, eingesetzt und auch dieses bald mit zahlreichen Gütern ausgestattet; auch ward am 9. September 1171 der zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi und der heiligen Gottes-

mutter Maria nnd des heiligen Evangelisten Johannes zunächst noch aus Holz erbaute Dom im Beisein vieler Fürsten feierlich eingeweiht.

Bald finden wir denn auch in der Grafschaft Schwerin Kirchen und Pfarren zu Bicheln, Cramon und Stük; im Lande Meklenburg und Ilow zu Lübow, Neuburg, Alt-Bukow, im Lande Rostock zu Rostock und Kessin, in Bützow; dagegen im Lande Warnow drangen die christlichen Einrichtungen weniger durch, denn noch 1218 in der Stiftungsurkunde der Stadt Parchim wird jene Gegend als eine „dem Teufel ergebene" bezeichnet.

Zu diesen Pfarreien gesellten sich dann noch die Klöster Doberan und Dargun, beide Niederlassungen der Cistercienser. Das Kloster, besser die Abtei Doberan, lag ursprünglich an der Stelle des heutigen Althof, wo Pribislav schon 1164 eine Capelle erbaut hatte. Auf Betrieb Bernos brachte dann Pribislav Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren 1170 das Gut Doberan und 11 andere Dörfer zur Stiftung eines Klosters dar, und am 1. März 1171 zog Abt Konrad aus Amelungsborn mit seinem Convente in die neue Besitzung ein als „Gründer des Glaubens und Vertilger der Götzen im Wendenlande," als welche sie sich denn auch in der That erwiesen haben. Nachdem das Kloster am 10. November 1179 von den aufgestandenen Wenden vernichtet war, ward es 1186 von neuem erbaut in der Niederung neben dem wendischen Dorfe Doberan am Doberbache. Der Name soll von einem alten wendischen Götzen Doberan d. h. der Gütige stammen, welcher hier verehrt wurde.

So war der westliche Theil der Schweriner Diöcese mit einem Kranze christlicher Stiftungen umgeben; im östlichen dagegen stand Dargun auf einsamer Warte. Die liegenden Gründe zu seiner Stiftung hatte, wie schon erzählt, der Burgherr Otimar geschenkt, die Mönche kamen aus dem Cistercienserkloster Esrom auf Seeland, und Berno weihte die heilige Stätte ein 1172. In dem Aufstande von 1179 ging das Kloster aber wieder unter, die Mönche flohen nach Hilda oder Eldena bei Greifswald, und der Ort lag nun wüste; er glich einer „Räuberhöhle," bis er dann, wie wir später sehen werden, 1216 wiederhergestellt wurde.

Durch alle diese Einrichtungen mehrten sich die Priester in Meklenburg so, daß Berno schon 1177 eine Generalsynode zu Schwerin halten konnte, und da er das Christenthum für fest gegründet hielt, so unternahm er nicht blos 1178, sondern auch 1179, dies Mal aus Veranlassung eines Conciles, eine Reise nach Rom. Zurückgekehrt fand er seine Diöcese in tiefer Verwirrung durch den Aufstand der Wenden; besonders der östliche Theil derselben war arg zerrüttet, und es war zunächst keine Aussicht auf Besserung wegen des Bruderkrieges zwischen Heinrich Borwin und Nicolaus. Doch verzagte der edle Bischof nicht, sondern begann energisch das Werk der Wiederherstellung, um so energischer, da auch er seit dem Sturz des

Löwen unmittelbarer Reichsfürst geworden war (1182). Zur besseren Ausrottung heidnischen Wesens sorgte er dafür, daß die Kirchen auf den Stellen gebaut wurden, wo früher heidnische Tempel gestanden hatten, wie z. B. die Kirche zu Wustrow, die Kirche zu Malchow; er befahl, daß die Pfarreien auf alten Wendenkirchhöfen angelegt würden, oder schlug diese zu den Pfarrländereien; dafür weihte er christliche Kirchhöfe, wo die Leichen begraben werden mußten. Die Götzenopfer mußten aufhören, die heidnischen Opferfeste wurden verdrängt, die heiligen Haine wurden niedergerissen, das Schwören bei Bäumen und Steinen verboten; die christlichen Feste wurden eingeführt, wo es ging den heidnischen Götzen christliche Heilige untergeschoben, dem Goderac St. Gotthardt, dem Svantevit St. Veit, die Vielweiberei abgeschafft. Durch Krankenbesuch, Armenpflege und andere Werke der Liebe suchte man die Seelen, durch Belehrung im Katechismus führte man sie, so gut es ging, in die christliche Erkenntniß ein, und durch die Taufe, welche im Sommer im Flusse oder See, im Winter in geheizter Stube vorgenommen ward, gliederte man sie dann der Kirche ein. Die Sprache im Gottesdienste, besonders bei der Messe, war die lateinische, sonst die wendische und bald allgemein die deutsche d. h. die niedersächsische oder plattdeutsche. — Ob Berno auch eine Domschule hatte, ist ungewiß, er selbst aber war nicht ungelehrt und hinterließ seiner Kirche zu Schwerin eine ganze Anzahl Bücher.

Die segensreiche Wirksamkeit Bernos, der recht eigentlich als der Apostel und Bekehrer der Obotriten und Luitizier bezeichnet werden kann, ward von allen Zeitgenossen anerkannt. Der Papst und der Kaiser achteten ihn hoch und priesen seine Thaten in den Urkunden, womit sie sein Bisthum bestätigten, die Fürsten schätzten ihn und bedienten sich seines Rathes und seiner Vermittelung in schwierigen Fällen. So Heinrich der Löwe, so Pribislav. Berno war es wahrscheinlich, der zwischen diesen beiden 1167 den Frieden vermittelte, er söhnte auch Pribislav mit den Herzogen von Pommern aus; kurz bei jeder größeren politischen oder kirchlichen Begebenheit war er betheiligt.

Berno starb am 27. Januar 1191 (oder 1193), alt und lebenssatt; die schwere Arbeit hatte ihn müde gemacht. Die Gläubigen aber waren voller Zuversicht, daß er in seinem Laufe ein gutes Ziel erreicht habe.

3. Bischof Brunward von Schwerin. 1193—1237.

Nach dem Tode Bernos kam es zu einer zwiespältigen Bischofswahl zwischen dem eingesessenen wendischen Adel und dem Domcapitel. Papst Cölestin III. bestätigte 1197 den Erwählten des Adels, Bischof Brunward, jedoch mit der Festsetzung, daß hinfort das Capitel allein wahlberechtigt sein solle.

Brunward war ein würdiger Nachfolger Bernos. Wie jener so war

auch er von einem brennenden Eifer für die Ausbreitung des Christenthums beseelt, wie das schon seine Kreuzfahrt nach Livland 1219 (ein Jahr nach der, welche Herzog Borwin 1218 unternahm) und seine allerdings etwas sagenhafte Missionsreise nach Persien 1233 bekunden. Er versorgte besonders den Süden und Osten des Landes mit christlichen Stiftungen. Zwischen den Jahren 1218 bis 1235 bestätigte er die Pfarren zu Kuppentin und dem mit Stadtrecht bewidmeten Plau, ferner die zu Röbel, Penzlin, Malchin und Marlow; durch eine Colonie Doberaner Mönche erneuerte er 1216 das wüste Kloster Dargun und gründete in der Umgegend die Pfarre zu Lübchin und andere. Aber auch im mittleren Meklenburg war er thätig. Er errichtete 1226 zu Güstrow ein Domcapitel, das von Heinrich Borwin II. zu seiner Vorfahren und Nachfolger und zu seiner eigenen Seligkeit bewidmet ward, stiftete 1222 das Benedictiner-Mönchskloster Dobbertin, das dann 1226 in ein Nonnenkloster verwandelt ward, und 1223 ein Kloster für Cisterciensernonnen zu Rühn. Ein Nonnenkloster gleichen Ordens hatte Borwin I. 1210 zu Parkow bei Neubukow gestiftet. Da die Gegend hier aber sehr öde war, ward es 1219 verlegt und bekam nun den Namen das neue Kloster Parkow oder Sonnenkamp, letzteres vielleicht eine Uebersetzung von Parkow. Es ist das heutige Neukloster. — Auch auswärtige Klöster und Bisthümer wurden mit Gütern in Meklenburg beschenkt. Das Kloster Amelungsborn bekam z. B. den Hof Satow, damals allerdings ein Ort des Grauens und wüster Wildniß, wahrscheinlich eine Stätte heidnischen Götzendienstes; auch das Bisthum Riga und das Kloster Dünamünde hatten hier Besitzungen. Der deutsche Ritterorden in Livland besaß das Dorf Sellin bei Neukloster und seit etwa 1268 die Comthurei Krankow in der Nähe von Grevismühlen. Sehr bedeutend waren ferner die Besitzungen des Johanniterordens, der seit 1200 in der Grafschaft Schwerin ansässig ward. Er hatte hier eine sogenannte Rittercommende, zuerst zu Sülstorf, später zu Kraak, mit 4 Dörfern, und eine berühmte Priestercommende oder Priorei zu Eixen. Wegen der Dienste, welche die Ordensritter in der Schlacht bei Bornhöved geleistet hatten, bekamen sie 1227 die große Comthurei Mirow und später (1298) auch die Comthureien zu Nemerow und Gardow.

Durch alle diese Stiftungen mußte natürlich die Ausbreitung des Christenthums außerordentlich befördert werden. Aber Brunward begnügte sich damit nicht. Er fing an, auch die kirchlichen Rechtsordnungen und die christliche Sitte einzuführen. Römisches und kanonisches Recht breitete sich im Lande aus, das unmenschliche Strandrecht, welches zu Bukow gehandhabt wurde, wonach alle gestrandeten Schiffe und Menschen der Willkür des Grundherrn Preis gegeben waren, ward gewiß auf seinen Betrieb von Fürst Borwin I. unter Beistimmung seiner Söhne aufgehoben. 1220. Auch begünstigte der Bischof solche Orden, welche sich die Armenpflege und

Wahrkreisbibliothek II
STETTIN

die Heilung der Kranken zur Aufgabe machten. So ward 1222 das Kloster des heiligen Antonius zu Tempzin (der Name verderbt aus Antoniushof, Tönnieshof) von Grünberg in Hessen aus gestiftet. Die Brüder dieses Ordens beschäftigten sich besonders mit Krankenpflege, ihre Klöster waren Hospitäler. Die Verdienste des heiligen Antonius waren es vorzüglich, durch welche die Kranken gesund wurden, und vor allem die Krankheit des sogenannten „Heiligen Feuers" oder des „Antoniusfeuers," in welcher die Beine absterben und gewissermaßen „verbrannten," fand durch seine Fürbitte Heilung. Diese Hospitaliter wirkten sehr wohlthätig im Lande. Ihren Unterhalt erbettelten sie, indem sie gewöhnlich ein junges Schwein am Strick mit sich führten, sowohl zur Erinnerung an den heiligen Antonius, den Schutzpatron der Schweine, als in der Absicht, es von den eingehenden Gaben zu mästen. Aehnliche Zwecke verfolgte auch das 1228 in Wismar gegründete Hospital zu St. Jacob und die bald aufkommenden Spitäler zum heiligen Geist, wovon das erste 1250 ebenfalls in Wismar erbaut ward. Sie wollten die Schwachen erquicken, die im Geist Verirrten und im Gewissen Geängsteten trösten, die Elenden und Fremden beherbergen und andere christliche Dienste leisten. Gegen 1237 kamen auch schon einzelne Glieder des Franciscanerordens, voll glühenden Predigteifers und selbstverleugnender Liebe und Nachfolge Christi, nach Meklenburg.

So war denn auch die Wirksamkeit Brunwards eine reich gesegnete, und auch sein Andenken steht bis heute in Segen.

4. Der Bisthümer Ratzeburg, Lübek, Havelberg und Kammin Wirksamkeit in Meklenburg.

Neben dem Bisthum Schwerin hatten auch noch die Bisthümer Ratzeburg, Lübek, Havelberg und Kammin oberhirtliche Rechte über Meklenburg.

Zum Bisthum Ratzeburg gehörte das ganze westliche Meklenburg, die Stadt Wismar eingeschlossen, bis auf einen 1—2 Meilen breiten Strich westlich vom Schweriner See. Hier wurden 1230 das Kloster Eldena und 1236 das Kloster Rehna gestiftet. Doch gelang es dem Bischofe nicht, in seinem Sprengel das heidnisch wendische Wesen ganz auszurotten. Im südwestlichen Meklenburg, in der sogenannten Jabelheide, erhielten sich, ebenso wie in der Grafschaft Dannenberg und im Lüchowschen neben der wendischen Sprache auch wendische Naturfeste bis ins 16. Jahrhundert, wenn auch in christlicher Umformung. Marschalk Thurius giebt davon folgende Beschreibung:

Im Sommer so lauffen sie um ihre Huben
wohl über ihr Feld mit großem Sange.

Ihr Pucken sie schlan mit einer Stange.
Die Pucke von eines Hunds Haut zwar,
sie machen sie zu mit Haut und Haar.
Und meinen, so weit die Laut erklingt,
ihr Regen und Donner nicht Schaden bringt.
Ihr Priester ist der erste in Reihen,
der tritt ihm vor dem Tantz in Meyen;
wendischer Sitt ist ihm bekannt.
Jetzo ist er Sclavasco genannt.

Das Bisthum Lübek besaß blos die Insel Poel, welche es bald zum Christenthum brachte. Havelberg dagegen umfaßte die Länder im Süden der Elde, besonders auch das heutige Meklenburg-Strelitz, wo schon 1170 die Havelberger Domherren Prämonstratenser-Ordens, welche neben heiligen Betrachtungen besonders der Predigt und Seelsorge oblagen, von den Herzögen von Pommern mit dem Kloster Broda und nicht weniger als 33 Ortschaften, darunter die Stadt Stargard, begabt wurden. Doch gingen in den folgenden Jahren viele Güter wieder verloren.

Von Osten her erstreckte sich endlich der Sprengel des Bischofes von Kammin in Pommern in unser Land. Seit 1230 waren diesem Kirchenfürsten auch Güstrow und Malchin untergeordnet, etwas später auch Gnoien, so daß die Reknitz und Trebel die Grenze gegen das Schweriner Bisthum bildeten. Hier ward 1252 das Kloster Ivenack, ebenfalls Cistercienserordens, gestiftet. Die Kirchen dieses Landestheiles sind meistens Feldsteinbauten im romanischen Stile, während die westlichen aus Ziegelsteinen errichtet sind.

Durch die vereinte Wirksamkeit dieser 5 Bisthümer, der geistlichen Orden und weltlichen Fürsten war Meklenburg innerhalb 60 Jahren zu einem völlig christlichen Lande umgewandelt.

3. Capitel.

Die Germanisirung Meklenburgs.

Die Ansiedelung deutscher Kolonisten in Meklenburg ging mit der Ausbreitung des Christenthums Hand in Hand. Sie begann schon seit 1160, ward umfänglicher zur Zeit des Bischofs Berno, besonders aber unter der Regierung Borwins I. und Bischof Brunward, und fand ihr Ende im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts. Sie ging wie das Christenthum von Westen nach Osten; nur Strelitz ward von Brandenburg aus germanisirt.

1. Die deutschen Colonisten auf dem platten Lande.

Als in den Jahren 1139—41 Heinrich von Bedewide die Krutonen in den nordöstlichen Winkel Wagriens zurückgetrieben hatte, bevölkerte er das durch die langen Kriege von Menschen entleerte Land mit deutschen

Kolonisten, welche theils aus Holstein, theils aus Westfalen, ja aus Holland, Utrecht und Friesland herbeizogen. Die letzteren kamen um so bereitwilliger, da ihre heimischen Dörfer allzusehr von den Meereswogen heimgesucht wurden. Um 1156 und 57 wurden dann endlich auch die letzten Reste der Slaven aus der Gegend von Aldenburg und Lütkenburg verdrängt, und so war denn Holstein schon damals ein ganz deutsches Land. Lübek, seit 1143 als deutsche Stadt wieder erbaut von Adolf von Holstein und 1158 von Heinrich dem Löwen mit Privilegien ausgestattet, ward von nun an ein Ausgangspunkt deutschen Wesens und deutscher Cultur.

Seit den Kriegen gegen Niclot im Jahre 1160 und seit der Errichtung der sächsischen Statthalterschaft im westlichen Meklenburg unter Gunzelin von Hagen mehrten sich auch die deutschen Kolonisten in Polabien und in den Landstrichen bis zum Schweriner See, sodaß schon 1167 der Priester Helmold in seiner Slavenchronik berichten konnte, daß alles Land von der Eider bis Schwerin eine große sächsische Kolonie zu sein scheine. Besonders viel lag auch dem Bischofe von Ratzeburg an der Verdrängung der Slaven, nicht blos wegen der Sicherheit der Kirche, sondern auch wegen der Einkünfte derselben. Denn die Slaven bezahlten nur den sogenannten Bischofszins, die Deutschen dagegen den Zehnten, eine Abgabe, welche doppelt so groß war als die der Wenden. Deshalb belehnten die Bischöfe auch manche weltliche Fürsten, z. B. die Grafen von Dannenberg, mit der Hälfte des Zehnten, wofür diese sich anheischig machten, alle Dörfer möglichst bald mit deutschen Kolonisten zu besetzen und die Slaven zu verdrängen. So schwanden diese denn theils freiwillig, theils gezwungen aus jenen Gegenden. Ein Zehntregister vom Jahre 1230 zeigt, daß damals im Lande Ratzeburg von 125 Ortschaften nur 4 slavisch waren; desgleichen gab es im Lande Wittenburg unter 93 Orten nur 4 mit wendischer Bevölkerung; das Land Gadebusch war ganz deutsch, während im Lande Breesen (Klützer Ort) sich noch Slaven in größerer Anzahl erhalten hatten. Im Großen und Ganzen kann daher um 1230 auch dieser Theil Meklenburgs für germanisirt gelten.

Als im Jahre 1210 die meklenburgischen Fürsten mit der Hälfte der Zehnten auf der Insel Poel belehnt wurden, war auch diese schon durch die Bischöfe von Lübek mit Deutschen besetzt.

Nicht so schnell konnte das deutsche Element im mittleren Meklenburg vordringen. Zwar siedelten sich auch hier schon seit 1160 zu Meklenburg, Ilow, Kussin, Malchow Deutsche an, denn **das Land war fruchtbar** an Getreide, bequem durch Reichthum an Weiden **und Ueberfluß an Fischen**, Fleisch und allerlei Gütern, wie **Helmold erzählt, und die** Slaven waren in großer Menge aus dem Lande **geflohen, aber seit 1167** ward es anders. Pribislav wollte sein Volk wieder heben und siedelte in dem Gebiet von Meklenburg, Ilow und Rostock wieder Schaaren von Wenden an. Räuberisch wie sie waren, begannen sie ihr altes Plünderungsleben von Neuem, so daß

Gunzelin von Schwerin den Befehl geben mußte, jeden Slaven, der auf Schleichwegen getroffen würde, aufzuknüpfen. Als aber der letzte Wendenaufstand von 1179 niedergeschlagen war, gelang es den Klöstern bald, das Land mit christlichen Ansiedelungen zu überziehen. Denn es ward ihnen ausdrücklich gestattet, in ihrem Besitzthume, wo sie wollten, Deutsche oder Dänen oder Leute jedes beliebigen Volkes und Handwerkes einzusetzen, Handwerke selbst zu üben, Pfarren zu bauen, Schänken zu halten; auch wurden ihre Leute frei von allem Dienste gegen Fürsten oder Barone, nämlich von Erbauung der Burgen, Anlegung der Brücken, Ausbesserung beider, auch vom Kriegsdienst, sodaß sie nur Gott und dem Kloster zu dienen hatten. Unter solchen günstigen Bedingungen aber kamen die Deutschen gerne ins Land, und sie fanden auch hier wie anderswo, daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei. Wir dürfen annehmen, daß auch die Gegenden bis zur Warnow und Nebel bis zum Tode des Bischofs Brunward (1237) größtentheils germanisirt worden sind.

Langsamer ging es im östlichen Meklenburg, welches von jeher ein Hauptsitz des Heidenthums gewesen war und wegen des längeren Widerstandes des Wendenthums bis auf den heutigen Tag Fürstenthum Wenden (= Fürstenthum Werle oder Güstrow) genannt wird. Doch drang auch hier seit der Erneuerung Darguns (1216) deutsches Wesen mehr durch, und im Laufe des Jahrhunderts verschwanden die Wenden, wofür auch der deutsche Adel thätig war, der schon 1210 in der Person des Ritters Heinrich von Bützow mit der halben Burg Marlow war belehnt worden.

Das Land Stargard ward von Brandenburg aus colonisirt; die Markgrafen, der Prämonstratenserorden und die Johanniterritter arbeiteten hier gemeinschaftlich.

In denjenigen Gegenden nun, wo die Slaven sich neben den Deutschen erhielten, entstanden in der Regel doppelte Dörfer, welche dann durch die Namen „Deutsch“ und „Slavisch“ oder „Wendisch“ unterschieden wurden. Einzelne solche Bezeichnungen haben sich noch erhalten, als: Wendisch Lieps, Wendisch Mulsow, Wendisch Priborn, Wendisch Waren, Wendisch Wehningen, während bei den meisten Dörfern, nach vollendeter Germanisirung, die oben erwähnten Bezeichnungen in „Groß“ und „Klein“ abgeändert wurden. Einzelne Dörfer, besonders die Fischerdörfer, waren aber ganz von Wenden bewohnt; daher die zahlreichen Orte: Wendhof, Wendischhof, Wendorf, Schlakendorf, Schlagsdorf, (Slavendorf).

Die Heimath der einwandernden Colonisten war verschieden. Neben Dänen (in Warnemünde, Dänschenburg, in der Darguner Gegend), finden wir Schweden, Sachsen, Lauenburger, Holsteiner, Friesen, Holländer. Die Hauptmasse aber wird aus Westfalen eingewandert sein, aus den Grafschaften Mark und Ravensberg. Nicht allein die beiden Cistercienserklöster Altencamp am Rhein und Amelungsborn, mit denen die meklen-

burgischen im engsten Verkehr standen, berechtigen zu diesem Schlusse, sondern auch die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten unseres jetzigen Landvolkes. Das meklenburgische Bauernhaus gleicht dem westfälischen; das dortige Schwarzbrot und der fette Schinken, sie sind auch hier; das viereckige Joch der Ochsen, der Kittel aus weißer Leinewand, die Dorfnamen auf „hagen", ich erinnere besonders an den sogenannten „Hägerort" bei Rostock, sie alle weisen nach Westfalen. So ist denn die Bevölkerung des platten Landes n Meklenburg eine deutsche, niedersächsischen Stammes; sie ist auch eine unvermischte, denn sie hielt sich von den Wenden stets fern, und nur eine Gegend unseres Landes, die sogenannte Jabelheide, hat, wie schon oben erwähnt, bis in die Reformationszeit hinein wendisches Wesen und wendische Sprache kümmerlich bewahrt. Ja bis auf den heutigen Tag verräth die Bevölkerung jener Gegend durch ihre eigenthümliche Gesichtsbildung und durch manchen sonst nicht vorkommenden sprachlichen Ausdruck ihre slavische Abstammung. In den Dörfern Stülow und Hohenfelde bei Doberan fand sich noch im 14. Jahrhundert wendisches Recht.

2. Die Städte und der Adel.

Von großer Bedeutung für die Germanisirung Meklenburgs sind ferner die Städte, welche, obwohl von wendischen Fürsten gestiftet, doch meistens rein deutsche Elemente in sich schlossen und alles Wendische strenge von sich fern hielten.

Die meisten meklenburgischen Städte entstanden im 13. Jahrhundert im Anschlusse an die alten wendischen Burgen. Die älteste Stadt ist Schwerin, seit 1161 mit Stadtrecht durch Heinrich den Löwen bewidmet. Ihr eigenthümliches Recht ging später auf Güstrow, Malchow und Röbel über. Mit lübischem Rechte wurden 1218 Rostock und 1266 Wismar bewidmet, doch war letzterer Ort, der seinen Namen von der Bucht Wissemer hat, schon 1222 vorhanden. Parchim ward 1218 gestiftet, und sein Recht ging über auf Plau, Goldberg und Sternberg. Friedland hatte sein Recht von Stendal in der Altmark, Neubrandenburg von Brandenburg an der Havel.

Alle diese Städte und noch andere entstanden zwischen 1218 und 1250 und bildeten ebenso viele Ausgangspunkte deutschen Gewerbefleißes, deutscher Handelsthätigkeit und deutschen Wesens, als sie die Geburtsstätten eines kern- und wehrhaften deutschen Bürgerstandes waren. Ihre Patrizier und Rathmänner waren nach den alten Urkunden und Geschlechtsregistern meistens Deutsche. Aber auch die Mitglieder der Innungen und Zünfte waren Deutsche, wie man ebenfalls aus den damals entstehenden Familiennamen erkennen kann. Da ward ein Florian Stammvater der Familie Flörke, ein Werner Ahnherr der Warnkes, von einem Meinhart stammen die Meinkes. Aus Andreas entstand der Geschlechtsname

Dreves, aus Abel Ebeling u. s. w. — Andere wurden nach der Heimath benannt als: Bremer, Friese, Holsten, Saß, Westfal, Dehn, Schweden; noch andere nach dem Gewerbe z. B. Bumann, Grapengeter, Bruger, Schlüter, Piper; noch andere nach besonderen Eigenschaften, als: Quade (Schlecht, böse), Düwel, Blank, Grell, Stolte, Scheve, Schwartkopp, Lüttjohann, Langhinrich. Auch Aehnlichkeit mit den Thieren gab manchen den Namen als: Wulf, Duve, Buck, Bull, Hingst, Krohn (Kranich), Zander u. s. w. Endlich gab es noch anderweitige Beziehungen, woraus Namen wie Aderpol, Schumkel, Fretwurst, Roggensack entstanden sein mögen. Die Leute wendischer Abkunft bekamen meistens den Familiennamen Wendt. Doch wußten die Zünfte diese durchaus von sich fern zu halten; jeder Lehrbursche, der aufgenommen werden wollte, mußte nachweisen, daß er nicht „wendischer Art" sei, und noch 1463 ward in der Zunftrolle der Wollenweber zu Röbel festgesetzt, daß Wenden nicht aufgenommen werden dürften. Doch gestattete man den Wenden auch wohl den Betrieb eines Handwerkes, nur wurden sie als unzünftige durch das Beiwort „Wendt" kenntlich gemacht z. B. „Wendtschlächter". In manchen Städten wohnten sie ähnlich wie die Juden in besonderen Straßen, wie die Wendenstraße in Rostock zeigt. So trugen denn auch die Städte zur Ausrottung der Wenden und zur Verbreitung deutschen Wesens bei, besonders auch noch durch den starken Einfluß, den sie auf die umliegende Landschaft ausübten.

Unter dem Adel jedoch erhielt sich das Wendenthum am längsten. Noch 1193 waren die wendischen Großen so mächtig und zahlreich, daß sie die Wahl des Bischofes Brunward dem Capitel zum Trotze durchsetzen konnten. Als aber unter Borwin I. die deutschen Ritter, sowohl weltliche als geistliche, zahlreicher ins Land kamen und mit Lehen begabt wurden, da schwinden allmählich die alten wendischen Geschlechter; nicht als ob sie ausgestorben wären, sondern sie vertauschten ihre alten wendischen Namen mit deutschen, wie z. B. wahrscheinlich die Hahn, oder sie nannten sich vielfältig nach ihren Besitzungen und Lehen. Es ist daher aus dem deutschen Namen eines Edelmannes nicht ohne Weiteres auf seinen deutschen Ursprung zu schließen; wie umgekehrt ein wendischer Geschlechtsname, der von einem Gute herstammt, nicht ohne Weiteres die slavische Abstammung des Trägers verbürgt. Alte wendische, jetzt freilich längst germanisch gewordene Geschlechter sind die Gamm, Pritzbur und andere. Besonders in dem sogenannten Stuerschen Winkel erhielten sich diese Geschlechter bis ins vierzehnte Jahrhundert; die Castellane von Röbel waren meistens Wenden.

Abgesehen von diesen spärlichen Resten ward Meklenburg schon im 13. Jahrhundert ein im Großen und Ganzen rein germanisches Land mit niedersächsischer Bevölkerung. Das zeigt sich denn endlich auch noch in der Verfassung und dem Rechte des Landes.

3. Deutsches Recht in Meklenburg.

Die Schwäche der fürstlichen Macht gegenüber den weltlichen und geistlichen Großen sowie gegenüber den Städten ist eine Eigenthümlichkeit der mittelalterlichen deutschen Verfassung. Diese Eigenthümlichkeit fand sich auch bald in Meklenburg. Durch die zahllosen, fast ans Unglaubliche grenzenden Stiftungen, Schenkungen und Belehnungen, mit welchen Borwin I. und seine Söhne die Bischöfe, Klöster, Ritter und Städte bedachten, durch die zahlreichen Privilegien, welche sie ihnen zusicherten, schwächten sie ihre eigne Macht außerordentlich, sodaß sie ihr altes Selbstherrscherrecht slavischer Zeit völlig einbüßten. Ja, sie ließen sich oft genug wieder von den Bischöfen mit der Hälfte der Zehnten, welche sie ihnen geschenkt hatten, belehnen, wofür sie sich dann verpflichteten, ihnen die andere Hälfte getreulich zukommen zu lassen.

Der Adel war dem Fürsten lehnspflichtig, das deutsche Lehnrecht galt schon seit 1220; er gab an den Fürsten eine Grundsteuer, eine Hundesteuer, zur Auffütterung von Hetzhunden zur Jagd, stellte Leute zum Burgbau und zum Brückenbau und war zur Landwehr pflichtig. Im Uebrigen stand er selbständig da mit eigner Gerichtsbarkeit. Die Klöster waren in der Regel ganz frei, und ihre Hintersassen hatten nur Gott und dem Kloster zu dienen, wie es in der Urkunde hieß. Die Städte hatten deutsches Stadtrecht, meistens das lübische. Sie hatten ihre deutsche Gemeindeverwaltung, an der Spitze Rathmannen, persönliche Freiheit der Bürger und eigenen Gerichtsstand. Dafür, daß der Fürst ihnen Wohnplätze, Acker, Weide und Gewässer gegeben hatte, bezahlten sie eine Abgabe (Bede, Orbör, Urbar genannt) und leisteten in Kriegsfällen Heeresfolge. Die hohe Gerichtsbarkeit hatte sich der Landesfürst vorbehalten.

Auch die Bauern erfreuten sich endlich ihrer alten deutschen Freiheit, und wie sollte auch ein westfälischer Mann unter einer andern Bedingung seine Heimath verlassen haben. In der Regel überließ der Grundherr Ländereien an einen oder mehrere Unternehmer. Gegen Verleihung des erblichen Schulzenamtes nebst gewissen Gefällen und einigen Freihufen besetzten diese dann die übrigen ganzen oder zertheilten Hufen mit Bauern oder Kossaten. Letztere hatten ihren Besitz als Erblehen gegen einen Zins. Im fürstlichen Domanium standen sie unter dem Landesfürsten, sonst unter dem Vasallen oder Kloster, oder unter der Stadt. Doch hatten sie keinen, der sie in ihrem Rechte schützte, und daher kam es, daß sie bei wachsender Macht ihrer Lehnsherren allmählig in tiefe Bedrückung, ja später in Knechtschaft geriethen.

Vierter Abschnitt.

Das germanische Meklenburg im Mittelalter. 1229–1523.

Durch die Einführung des Christenthums und die Einwanderung der Deutschen ward Meklenburg zunächst auf eine weit höhere Stufe der Kultur erhoben, als es bis dahin gehabt hatte: das Heidenthum mit seinen Opfern und Greueln schwand, das Kreuz erhob sich an der Stelle der Götzenbilder und Gotteshäuser in den heiligen Hainen; Ackerbau, Gewerbe blühten auf, gepflegt ins besondere durch die Kirche; zahlreiche Städte wurden gegründet, der Handel wuchs, deutsches Recht und deutsche Sitte gewannen die Oberhand. Die politische Macht des Landes aber sank. Unter zahlreiche weltliche und geistliche Fürsten getheilt, oft von inneren und äußeren Streitigkeiten und Kämpfen heimgesucht, stand es schwach und ohne Bedeutung da, bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts kräftige Herrscher aus der Hauptlinie Meklenburg auftraten, welche, ihr Besitzthum stetig vergrößernd, eine Blüthezeit politischer Machtentfaltung hervorriefen, in welcher fast alle Lande ringsumher die Macht des meklenburgischen Armes fühlen mußten; ja selbst Könige gingen aus unserem Fürstenhause hervor. Aber kaum hundert Jahre dauerte die Zeit des Glanzes. Jäh und tief war der nun folgende Fall. Unter einer Reihe unbedeutender und schwacher Regenten gerieth das Land in tiefe innere Zerüttung, welche um so unheilvoller war, als auch die erziehende Einwirkung, welche bis dahin noch die Kirche durch Lehre, Zucht und Sitte ausgeübt hatte, in Folge der bei ihr eingetretenen Verweltlichung fast ganz aufgehört hatte. Erst gegen Ende des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts begann die Morgenröthe einer neuen Zeit zu leuchten, heraufgeführt wieder durch Fürsten aus der Hauptlinie Meklenburg.

I. Capitel.

Die innere Zerrissenheit Meklenburgs.

Nachdem am 28. Januar 1227 auch Heinrich Borwin I. seine Sohne Borwin II. ins Grab gefolgt war, blieben als erbberechtigte Thronfolger die vier unmündigen Söhne des letzteren, Johann, Nicolaus, Heinrich Borwin III. und Pribislav, übrig. Die vier Jünglinge regierten zunächst gemeinschaftlich unter der Vormundschaft mehrerer Großen des Landes, theilten dann aber, je nach der Zeit ihrer Großjährigkeit, das väterliche Erbe zuerst 1229 in zwei, später etwa 1233 in vier getrennte Landestheile. Dies ist die erste große meklenburgische Landestheilung, durch welche folgende Herrschaften entstanden: 1) Meklenburg unter Johann;

2) Parchim-Richenberg unter Pribislav; 3) Rostock unter Heinrich Borwin III.; 4) Güstrow oder Werle unter Nicolaus. Von entscheidender Wichtigkeit für die Geschichte unseres Landes ist nur die erste Linie. Ihr gilt daher auch hauptsächlich unsere Darstellung; über die drei anderen und die sonstigen in Meklenburg noch vorhandenen Herrschaften mögen die folgenden Ausführungen genügen.

Von den erwähnten vier Herrschaften war die von Parchim-Richenberg von der geringsten Dauer. Fürst Pribislav trat die selbständige Regierung seines Landestheiles wohl nicht vor 1238 an. Voll Energie und Thatkraft suchte er sein wüstes, unwegsames und „dem Dienste des Teufels noch sehr ergebenes" Land deutscher Cultur und christlicher Sitte schnell zu erschließen. Er stiftete Städte, wie Plau, Goldberg und Sternberg, vermehrte die Einkünfte ärmlicher Pfarreien (Karow, Wahmkow, Raden), errichtete Schulen zu Parchim und gewährte den betriebsamen Juden Zutritt in diesen Ort. So unterstützte er das stille Wirken der Geistlichkeit unter seinem Volke; gegen die großartigen Erscheinungen des mittelalterlichen Kirchenwesens, das Mönchsthum und die Bisthümer, war er aber mit Abneigung erfüllt, wahrscheinlich weil er von dieser Seite her eine Schmälerung seiner Macht und seiner Einkünfte befürchtete. Diese Gesinnung trat erst deutlich hervor, seit 1249 Rudolf I., ein Mann wendischen Fürstengeschlechtes, dem es mehr um die Erweiterung seiner Macht, als um den Bau des Reiches Gottes zu thun war, den Hirtenstab der Schweriner Diöcese überkommen hatte. Er wollte seine in Meklenburg zerstreuten Besitzungen durch die Erbauung einer Feste zu Bützow sichern. Da trat ihm Pribislav, der sich dadurch bedroht glaubte, entgegen; er zerstörte die Burg, nahm den Bischof gefangen und führte ihn in ritterlicher Rüstung hoch zu Roß auf die Feste Richenberg. Zwar ließ er den Bischof bald gegen ein mäßiges Lösegeld frei, aber der Kirchenfürst vergaß die ihm angethane Schmach nicht; er ward Pribislavs Feind auf Leben und Tod. Die mangelhafte Eintreibung des Zehnten, zu welcher sich Pribislav gegen Zurückbehaltung der Hälfte vertragsmäßig verpflichtet hatte, ward bald Veranlassung zu einem neuen Streite, der aber, nachdem sogar Papst und Kaiser ihre Stimmen erhoben hatten, noch gütlich beigelegt wurde. Doch der erzürnte Bischof sann auf völlige Vernichtung seines Gegners. Als Pribislav einst in der Nähe des kirchenfürstlichen Gebietes jagte, ward er unversehens überfallen und gefangen genommen. 1256. Zwar ward er bald wieder frei gelassen, aber nur unter der Bedingung, daß er, als ein der Kirche feindselig Gesinnter, einstweilen außer Landes gehe und die Verwaltung seiner Herrschaft seinen Brüdern überlasse. Diese aber fanden es bald passender, das Besitzthum ihres Bruders unter sich zu theilen. 1261. Alle Versuche des Beraubten, sein Erbe zurückzuerlangen, waren erfolglos. Er ging nach Pommern, wo er als „Herr von Wollin" bis na ch

nachdem er sich vorher noch mit seinen Verwandten versöhnt hatte. Seine Nachkommen erhielten sich in der Fremde bis 1344.

Eine ungefähr dreimal so lange Dauer als diese Herrschaft hatte die Herrschaft Rostock. Sie umfaßte den nördlichen Küstenstrich Meklenburgs von Kröpelin bis Ribnitz sowie die ganze Ebene des Rekenitzflusses. Ihr erster Fürst Heinrich Borwin III. wirkte ebenfalls segensreich für sein Land. Er gründete Altkalen, Kröpelin, Ribnitz, Laage und Sülz, brachte die Saline dieser Stadt in Blüthe und legte in Warnemünde einen Hafen für Rostock an. Auch vereinigte er die Alt- und Neustadt in letzterem Orte. Aber schon sein Nachfolger Waldemar (1266—1282) hatte die durch anderweitige Schenkungen und Belehnungen noch vergrößerte Schwächung der fürstlichen Gewalt zu bedauern; er ward von den Bürgern Rostocks gezwungen, eine von ihm vor dem Kröpeliner Thor erbaute Burg wieder abzutragen. Unter seinem Sohne Nicolaus, zubenannt das Kind, weil er 16 Jahre unter Vormundschaft stand, sank das fürstliche Ansehen immer mehr. Da er, herangewachsen, der Tochter des Markgrafen von Brandenburg, mit welcher ihn sein Vormund Heinrich der Löwe von Meklenburg verlobt hatte, das Eheversprechen nicht hielt, überzog ihn jener Fürst mit Krieg, den er nur durch schweres Sühngeld abkaufte. Hiermit unzufrieden, wiederrief aber ein Theil des Rathes und der Bürgerschaft zu Rostock, nachdem die Gefahr verschwunden war, den Vertrag; und, um sich gegen einen erneuten Angriff zu sichern, gaben sie ihrem Fürsten den Rath, sein Land von Dänemark zu Lehen zu nehmen. König Erich kam herbei und übernahm die Oberlehnsherrlichkeit. Da er sich aber hiermit nicht begnügte, sondern das Gebiet eigenthümlich erwerben wollte, traten ihm die Meklenburgischen, Brandenburgischen und Pommerschen Fürsten entgegen, indes mit so großem Mißerfolge, daß Johann von Werle noch Schwaan an die Dänen abtreten mußte. Der verdrängte Nicolaus starb 1314; mit ihm erlosch die Rostocker Linie.

Zwar von längerem Bestande, aber von geringerem Segen noch war die Regierung der Fürsten aus dem Hause Güstrow oder Werle. Ihr Stammvater Nicolaus I. besaß ein Gebiet, welches sich von Schwaan und Röbel im Westen bis Stavenhagen, Penzlin und Wesenberg im Osten erstreckte. Doch ging das Land Wesenberg bald an Brandenburg verloren. Nach Nicolaus Tode im Jahre 1277 spaltete sich sein Haus in zwei Linien, Güstrow und Parchim. Von diesen verlor aber die erstere, auch sonst wohl die ältere Linie Güstrow genannt, bald ihre Besitzungen, weil die Söhne des regierenden Fürsten diesen ihren Vater ermordet hatten. Alle Länder fielen seit 1293 an Parchim, wo damals Johann's I. kraftvoller Sohn Nicolaus II. regierte. Nach seinem Tode zerfiel das Land Werle wieder in zwei Theile, in Parchim-Goldberg (1316—1376) und die jüngere Linie Güstrow. Die Fürsten des letzteren Zweiges theilten 1347

ihr Gebiet abermals in Waren und Güstrow, von welchen Theilen der erste bis 1426, der zweite bis 1436 blühte. In diesem Jahre fielen alle diese Gebiete, durch fortwährende Kriege und Raubwesen verödet, mit ungeheuren Schulden belastet, an die Hauptlinie Meklenburg zurück.

Ein ähnliches Schicksal hatte die Grafschaft Schwerin, deren Stiftung und Blüthe unter Gunzelin von Hagen, einem Ritter aus dem Hildesheimschen, und Heinrich dem Schwarzen wir schon erzählt haben. Gunzelin III, 1228—1274, war ein würdiger Nachfolger seiner Väter. Seine Macht war so groß, daß ihn die Erzbischöfe von Riga sogar zum Schirmherrn ihrer Diöcese erwählten. Um so schneller aber sank die Macht der Grafen, seit auch hier eine Theilung in die drei Linien Schwerin, Boitzenburg, Wittenburg stattgefunden hatte. Bei ihrem Aussterben in den Jahren 1344, 1349, 1359 fielen die Länder an die Hauptlinie Meklenburg.

Bedenkt man dazu noch, daß in der Mitte des Landes die Besitzungen des Bischofes von Schwerin lagen, daß die Sprengel der Bischöfe von Lübek, Ratzeburg, Havelberg und Kammin einen nicht unbedeutenden Theil Meklenburgs umfaßten, daß die Grafen von Dannenberg, die Markgrafen von Brandenburg und die Herzoge von Pommern größere Strecken Landes besaßen, daß die Ritter, die Klöster und manche Städte, insbesondere Rostock und Wismar, fast ganz selbständig waren, so hat man ein deutliches Bild von der Zerissenheit unseres Landes, und es ist klar, daß unter diesen Umständen von einer Blüthe und einem Fortschritt wenig oder gar nicht die Rede sein kann. —

2. Capitel.

Steigende Macht und Blüthe der Hauptlinie Meklenburg.

1. Johann der Theologe und Heinrich I., der Pilger. 1229—1302.

Die Herrschaft Meklenburg umfaßte zur Zeit ihrer Entstehung nur das kleine Gebiet, welches im Westen von den Stiftslanden des Bisthums Ratzeburg, im Süden durch eine Linie von Gadebusch bis Kleinen, Warin und bis in die Nähe von Bützow, im Osten durch eine Linie von hier bis in die Nähe von Kröpelin begrenzt wird. Ihr erster Fürst war der fromme Johann I. (1229—1264), wegen der theologischen Doctorwürde, die er sich während seiner langjährigen Studien zu Paris erworben hatte, auch der Theologe zubenannt, unter dem wendischen Volke aber bekannt und beliebt unter dem Namen Knese Jänike, unter den Deutschen als Hanez oder Hanez Agel d. h. Edler Hans. Er verlegte den Sitz seiner Regierung von Meklenburg nach Wismar, zuweilen hielt er auch zu Gadebusch Hof.

Obwohl nicht unkriegerisch und in manchen Fehden mit Ruhm bedeckt, liebte er doch vorzugsweise die Werke des Friedens, den er auch mit starker Hand gegenüber der Kühnheit der Raubritter aufrecht zu erhalten wußte, wie die Zerstörung des Raubschlosses Dassow zeigt. Insbesondere aber widmete er seine Fürsorge der Kirche, welche er mit zahlreichen Schenkungen bedachte. Seine fromme Gesinnung vererbte sich auch auf seine Söhne, von denen drei sich dem geistlichen Stande zuwandten, während ein vierter, Heinrich, des Vaters Nachfolger in der Regierung, von derselben sogar zu Kreuzzügen und Wallfahrten getrieben wurde.

Heinrich I., der Pilger, von 1264—1302, war nur wenige Jahre seiner Regierung im Vaterlande anwesend. Bald nach Besteigung des Thrones folgte er dem Aufruf des heiligen Vaters, den deutschen Orden in Livland gegen die Heiden zu unterstützen. Ebenso barmherzig im Siege als kühn im Kampfe, rettete er er einst ein auf dem Schlachtfelde umherirrendes dreijähriges Heidenmädchen vor sicherem Untergange. Er führte das Mägdlein mit in die Heimath, nahm es an Kindesstatt an und übergab es später dem Kloster Rehna, wo es bis 1310 lebte.

Aber der fromme Sinn des Fürsten, der nach Vergebung der Sünden lechzte, hatte sich hierin noch nicht genug gethan. Wahren Frieden meinte er, erst dann finden zu können, wenn er am Grabe seines Erlösers zu Jerusalem gebetet habe. So machte er sich denn im Jahre 1271, nachdem er sich durch den Vorsteher des Barfüßerklosters zu Wismar feierlich hatte einsegnen lassen, auf die Fahrt, begleitet von Rittern und Knappen, unter letzteren auch Martin Bleyer. In der Heimath ließ er seine Gemahlin Anastasia und seine Söhne Heinrich und Johann unter vormundschaftlichem Beirathe des Detwig von Oertzen und Heino von Stralendorf zurück. Die Fahrt ging bis Akkon glücklich von Statten. Hier ließ der Fürst die wenigen Kleinodien, welche er bei sich hatte, im Gewahrsam der Brüder des deutschen Ordens zurück und zog, nur begleitet von Martin Bleyer, dem Ziele seiner Sehnsucht zu. Er sollte es aber nicht erreichen. Die Muselmänner nahmen ihn gefangen und brachten ihn nach Kairo in sicheren Gewahrsam. Seine treue Gemahlin wartete unterdes sehnsüchtig seiner Rückkehr; aber statt seiner kam nach drei Jahren nur die traurige Botschaft von der Gefangenschaft. Stiftungen an die Kirchen wurden gemacht, Güter verschenkt, Priester, Mönche und Nonnen flehten gemeinsam zum Herrn um Erlösung des edlen Fürsten; vergebens, stets dieselbe Kunde: „Gefangen.“ So vergingen bange sechszehn Jahre, deren Noth noch vermehrt wurde durch die habsüchtige Einmischung der Herzoge von Werle in die vormundschaftliche Regierung des Landes. Endlich 1287 kam neue Kunde, die Ritter des deutschen Ordens erboten sich, zur Loskaufung des noch Lebenden behülflich zu sein. 2000 Mark Silbers, etwa 25,000 Thaler, waren bald aufgebracht und dem Rathe der Stadt Lübek zur Uebermittelung an die

Ritter übergeben, als plötzlich die Nachricht kam, der Krieg in Palästina sei von Neuem entbrannt und an eine friedliche Auslösung sei nicht zu denken. Nur Gottes Barmherzigkeit vermöge noch zu helfen, sagte der Ordensmeister. Und sie half, wenn auch erst Jahre später, nachdem schon längst die letzte christliche Besitzung in Palästina, Akko, verloren gegangen war.

Es bestieg nämlich 1297 Malek al Mansur den Thron der Sultane von Egypten. Ihn jammerte des edlen Fürsten, der nunmehr 26 Jahre in der Gefangenschaft schmachtend, doch nie gemurrt hatte und wegen seiner Sanftmuth und Geduld im ganzen Lande für heilig gehalten wurde. Am Abend des heiligen Christfestes ward er frei gelassen und ebenso der treue Martin Bleyer, der in der Gefangenschaft Byssus- und Purpurtücher hatte weben lernen, um durch den Fleiß seiner Hände seines Herrn hartes Loos zu mildern. Der freigelassene Fürst ging über Morea, wo ihn die Prinzessin Isabella mit großer Würdigkeit und inniger Liebe aufnahm, nach Rom, wo er am Pfingsttage vom Papste die Vergebung der Sünden und den Segen empfing. Ueber die Alpen zog er dann der Heimath zu.

Hier waren unterdes mehrere falsche Heinriche aufgetreten, die aber von den treuen Räthen der Anastasia entlarvt, der eine bei der Börzower Mühle in der Stepnitz ertränkt, der andere vor Sternberg verbrannt wurde. Auch war des Pilgers jüngerer Sohn Johann im Jahre 1289 in der Golwitz, der östlichen Meermenge zwischen Poel und dem Festlande, bei der Ueberfahrt nach dieser Insel ertrunken. Dagegen der ältere Heinrich war zu einem tapferen Ritter herangewachsen, der die Burgen der Wegelagerer berannte und zerbrach. Solches vollführte er an der Feste Gläsin unweit Grabow, als sein Vater mit ihm zusammentraf. Nach Vollziehung der Strafe zogen Vater und Sohn der Mutter entgegen. Bei Hohen-Vicheln trafen sich die treuen Ehegatten, die sich alsobald erkannten. Mit den Worten: „O Sohn, ja dieser ist mein Herr," ließ sie sich von dem Wiedergefundenen umfangen. Auch Wismar nahm den Fürsten freudig auf. Bald nachher starb der fromme Dulder am 2. Januar 1302. Wenn er auch für die Wohlfahrt seiner Landeskinder nach Gottes Fügung wenig thun konnte, so hat er doch durch seinen Kreuzzug und seine Pilgerfahrt den Namen derselben weithin berühmt gemacht als den Namen eines tapferen, frommen, für den Christenglauben begeisterten Volkes.

2. Heinrich der Löwe.

Den Ruhm der Tapferkeit und des Feldherrngeschicks erwarb sich des Pilgers Sohn Heinrich II. in einem weit höheren Maße als sein Vater. 1289 auf dem Reichstage zu Erfurt im Angesicht Kaiser Rudolfs von Habsburg durch Albrecht, Landgrafen von Thüringen, zum Ritter geschlagen, ging er von da an, auch nach außen seinen kriegerischen Sinn offenbarend,

stets in eiserner Rüstung einher, weshalb er von den Zeitgenossen „Heinrich mit der Platen" d. h. Heinrich im Harnisch genannt wurde. Andere nannten ihn den Löwen wegen seiner kampfesmuthigen Gesinnung. Diesen Beinamen bekam er auf einem Feldzuge der Böhmen gegen Kaiser Albrecht I., an dem Heinrich 1304 sich betheiligte. „Recht wie ein Löwe" erklärte der Fürst bei dieser Gelegenheit, er werde das Feld nicht eher räumen, bis er entweder gewisse Botschaft des Friedens vernehme, oder den Feind gesehen habe. Obwohl es gar nicht zum Kampfe kam, behielt er doch jenen ehrenden Beinamen, den er in seinem Leben bewährt hat.

Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte einer fortlaufenden Reihe von Kämpfen theils mit den wendischen Seestädten Wismar, Rostock und Stralsund, theils mit dem Markgrafen von Brandenburg.

Mit der Stadt Wismar hatte der Fürst schon 1292 in Streit gelegen. Als er nämlich in diesem Jahre seine Vermählung mit Beatrix, Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zu Wismar feiern wollte, verschloß ihm die Stadt die Thore, und auch der so freudig aufgenommene Heinrich der Pilger hatte bald nach seiner Rückkehr Veranlassung gehabt, den Bann des apostolischen Stuhles auf die Stadt herabzurufen. Die kaum beigelegten Streitigkeiten erneuerte der Stolz und Uebermuth der reichen Hansastadt, indem sie ihrem Fürsten, als er die Vermählung seiner Tochter Mathilde mit Herzog Otto von Lüneburg daselbst feiern wollte, abermals die Thore verschloß. Der beleidigte Fürst mußte die Feierlichkeit in Sternberg vollziehen, sann aber im Herzen auf Rache.

Die Gelegenheit bot sich bald. König Erich von Dänemark, Oberlehnsherr von Rostock, wollte 1311 daselbst ein glänzendes Turnier halten. Der Rath der Stadt weigerte sich aber so viele und mächtige Ritter aufzunehmen; es sei für den Frieden und die Gerechtsame der Stadt zu fürchten. Zornig zog Erich auf das rechte Warnowufer und schlug in der Nähe von Gehlsdorf ein glänzendes Lager auf. Ritter aus allen Gegenden, selbst vom Rhein und aus Schwaben zogen herbei, die meisten norddeutschen Fürsten und zahlreiche Erzbischöfe und Bischöfe waren anwesend. Wenn die Waffenspiele beendet waren — es waren 6000 Ritter und Knappen im Turnierzeuge anwesend — erfreuten Minnesänger, Spielleute und Gaukler die Schmausenden. Markgraf Woldemar von Brandenburg nebst 20 Fürsten und Herren und 80 Knappen empfingen hier den Ritterschlag. Doch nicht blos mit Turnieren und Lustbarkeiten ward die Zeit verbracht; auch ernste Berathungen über die Macht der Seestädte wurden gepflogen; die Nothwendigkeit dieselbe zu brechen ward erkannt, Heinrich der Löwe mit der Ausführung des Beschlusses betraut.

So erschien er denn vor Wismar und bezwang die Stadt in Kürze, obwohl die Sperrung des Hafens durch eine dänische Flotte durch herbeigeeilte Schiffe der verbündeten Seestädte aufgehoben war. Diese glückliche

That bestimmte König Erich dem Fürsten von Meklenburg auch die Bezwingung Rostocks zu übertragen. Heinrich legte sofort zwei Blockhäuser in Warnemünde an, um den Handel auf der Warnow zu hindern. Die Rostocker aber machten einen Ausfall und zerstörten dieselben. Aus den Steinen des abgetragenen Thurmes von St. Peter erbauten sie ihrerseits einen festen Wartthurm am Warnowrande.

Da kam König Erich selbst herbei. Der Rath der Stadt, aus den alten reichen Geschlechtern bestehend und für den Handel fürchtend, ermahnte zum Frieden; die Masse des Volkes aber, aufgestachelt durch den ehrsüchtigen Kaufmann Heinrich Runge überfiel die Friedenspartei, und, wer sich nicht durch die Flucht rettete, ward hingerichtet. Das Stocken des Handels und die drückende Noth kühlten aber bald die Gemüther ab; es ward Frieden gemacht und man leistete dem Fürsten Heinrich von Meklenburg als Lehnsträger Erichs von Dänemark den Eid der Treue. 1312. Bald darauf brach eine neue Empörung aus. Heinrich zog abermals herbei und gewann die Stadt durch eine List. Ein von ihm abgeschickter Wagen begehrte Einlaß und verlor gerade im Thor ein Rad. Bevor noch das Hinderniß aus dem Wege geräumt war und die Pforten wieder geschlossen werden konnten, war der Fürst schon mit seinen Reisigen herbeigeeilt und überrumpelte so die Stadt 1314.

Kaum war die Fehde beendigt, als sich Heinrich in einen neuen gewaltigeren Krieg verwickelt sah. Seine Gemahlin Beatrix hatte ihm als Brautschatz das Land Stargard mitgebracht, weshalb noch jetzt im Wappen dieses Landestheils ein weiblicher Arm mit einem Ringe sich befindet, und dieser Besitz war seit 1304 durch den Vertrag von Wittmannsdorf von den Brandenburger Fürsten anerkannt. Markgraf Woldemar aber war hiemit nicht einverstanden. Bei Gelegenheit eines Kampfes der Dänen und Meklenburger gegen Stralsund stellte er sich auf Seiten dieser Stadt und fiel verheerend in Stargard ein. Heinrich der Löwe war aber nicht der Mann, seinen rechtmäßigen Besitz gutwillig herauszugeben. In mehreren hitzigen Gefechten besiegte er den Markgrafen, bis er ihn 1316 in der Schlacht bei Gransee gänzlich aufs Haupt schlug. Die Macht der Brandenburger war viermal so zahlreich als die der Meklenburger, auch hatten die letzteren meistens nur Fußvolk, während die ersteren viele Ritter zählten. Trotzdem griff der Löwe unverzagt an. Man kämpfte mit der höchsten Erbitterung und dem Muth der Verzweiflung, die Fürsten selbst in erster Reihe. Da traf den Löwen ein Axthieb auf das Haupt; besinnungslos sank er zu Boden und ward aus dem Treffen getragen. Bald aber kam er wieder zu sich und eilte in den Kampf zurück. Das Feldgeschrei „Meklenburg" ertönte von Neuem, und schon wichen die Brandenburger auf allen Seiten. Auch der Markgraf war nahe daran, gefangen zu werden. In der Hitze des Kampfes zu weit vorgeeilt, sah er sich von einem Haufen

Meklenburger umringt. Bald war er erkannt, und Schlag auf Schlag fiel auf ihn; der Ritter Michael Kraz und Nicolaus Schrapentrog, Bürger zu Grevismühlen, verfolgten ihn, sein Roß stürzte, schon war sein Helm herabgerissen, als der Graf von Mansfeld sich zu ihm durchhieb, ihn den Händen der Würger entriß und ihm auf ein ledig Roß half. Der Markgraf entfloh, der Mansfelder aber ward gefangen. Die Auflösung der Brandenburger war aber von nun an eine allgemeine, in wilder Flucht zerstob das Heer, verfolgt von den Siegern, die mit reicher Beute zurückkehrten. Heinrich der Löwe zog nach Buchholz im Strelitzschen und feierte ein Dank- und Freudenfest. Das geschah im August 1316. Meklenburg behielt von nun an das Land Stargard als Lehen von Brandenburg, was auch zu Templin in feierlichem Vertrage bestätigt ward; der Dänenkönig belehnte den Löwen aus Dankbarkeit erblich mit der Herrschaft Rostock. So wurden die Fürsten von Meklenburg auch „der Lande Rostock und Stargard Herrn"; ihr Besitzthum erstreckte sich von Lübek in zusammenhängender Masse bis in die Ukermark. Hierzu fügte dann endlich nach dem Aussterben des ascanischen Hauses 1319 der Löwe noch einen kleinen Landstrich in der Nähe von Grabow, den er gewaltthätig an sich riß. Auch nahm er 1322 Warnemünde und Dänschenburg, welche von den Dänen noch besetzt gehalten wurden, in Besitz.

So wichtig nun auch die Regierung dieses Fürsten für die Erweiterung der Macht und Größe Meklenburgs und für die Erhöhung seines kriegerischen Ruhmes war, so wenig war sie von wahrem Segen für das Land begleitet. Tausende von Menschen waren in den Kämpfen umgekommen, ganze Landstriche verwüstet, unendliche Summen aufgewendet, fast alle fürstlichen Besitzungen und Domänen an den Adel verpfändet, die Macht der Städte und ihr Handel geschwächt, das Land von Raubrittern und Wegelagerern angefüllt. Auch mit der Kirche war Heinrich eine Zeitlang zerfallen; aus Geldnoth hatte er ihre Güter besteuert; Bann und Interdict brachten ihn aber bald zum Bewußtsein seiner Missethat, und er besiegelte den Frieden mit der Geistlichkeit durch die Stiftung des Clarissinnen-Klosters zu Ribnitz 1324. Die Wallfahrt nach Roccamadonna, einem Kloster im südlichen Frankreich, welche der Löwe 1313 in Folge eines Gelübdes unternahm, zeugt übrigens auch für seinen persönlich frommen Sinn. Andererseits zeigt aber der Versuch, die freien Dithmarsen, gegen welche der Löwe im Verein mit dem Grafen Gerhard von Holstein 1319 zu Felde gezogen war, in der Kirche zu Oldenwörde zu verbrennen, bis zu welchem Grade der Unempfindlichkeit und Grausamkeit das mittelalterliche Kriegsleben die Herzen verhärten konnte. Die zur Verzweiflung getriebenen Bauern schlugen übrigens, nachdem sie sich durch den Genuß des heiligen Abendmahls gestärkt hatten, die Feinde schmählich in die Flucht.

3. Albrecht II.

Heinrich der Löwe starb zu Sternberg am 21. Jan. 1329 und hinterließ zwei Söhne Albrecht II. und Johann IV. Von diesen trat der erstere nach erlangter Großjährigkeit 1336 die selbständige Regierung des Landes an. Er hatte von seinem Vater nicht blos alle Feldherrntugenden geerbt, sondern zeichnete sich auch durch ein landesväterliches Herz und staatsmännische Klugheit aus. Unter ihm erstieg Meklenburg den Gipfel seiner Macht; Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen, Ritter und Städte, selbst die mächtige Hansa warben um Meklenburgs Gunst und fürchteten seine Kraft. Darum ehrten die staunenden Nachkommen das Andenken dieses Fürsten durch den Beinamen des Großen.

Der achtzehnjährige Fürst vermählte sich um Ostern 1336 mit Euphemia, Schwester des Königs Magnus von Schweden, und legte dadurch den Grund zu der wichtigen Verbindung unseres Fürstenhauses mit der Krone Schweden. Nachdem er mit seiner Gemahlin einen Besuch in ihrem Heimathlande abgestattet hatte, wobei ihm eine Flotte des stolzen Lübek bis zur Stadt Kalmar das Ehrengeleit gab, kehrte er nach Meklenburg zurück. Hier mußte er zunächst den Uebermuth des Adels brechen, der seit Heinrichs des Löwen Zeit fast alle fürstlichen Schlösser und Burgen in Besitz hatte. Albrechts großherzige Natur ging hierbei offen zu Werke. Als er einst mit einigen Edelleuten über Feld ritt, ergriff er einen Vogel, rupfte ihm die Federn aus und sprach zu seinen Begleitern: „Meinet ihr, daß dies Thierlein also leben kann?“ Sie antworteten: „Nein.“ „Wohlan,“ versetzte der Fürst, „ich sage euch, daß ihr das Leben nicht behalten sollt, wenn ihr unsere Schlösser und Burgen nicht zurückgebt, die ihr besitzt.“ Und in der That gelang es dem Fürsten, besonders mit Hülfe der Seestädte, das Raubwesen der Ritter zu dämpfen, und in dem ersten Landfriedensbund zu Lübek vom 11. Januar 1338, der durch seine Bemühungen zu Stande kam, und an dem sich die meisten norddeutschen Fürsten von Schleswig bis Pommern und die Städte Lübek, Hamburg, Wismar und Rostock betheiligten, dem Wiederaufleben desselben einen Damm entgegenzustellen. Auch in die kirchlichen Angelegenheiten mischte er sich ein. Im Kloster Doberan war es bis dahin Sitte gewesen, daß die Leitung der Angelegenheiten ganz in den Händen der fort und fort aus Sachsen einwandernden „sächsischen“ Mönche lag; die Mönche und Laienbrüder aus den deutschen Ostseeländern, die sogenannten „wendischen“ Mönche, waren verachtet. Seit Meklenburg erstarkte, wollten diese sich mit ihrer untergeordneten Stellung nicht begnügen und verlangten Theilnahme an der Leitung des Klosters. Hierüber kam es zu einem erbitterten Streite; die eine Partei erhob das Schwert gegen die andere, und den Fürsten Albrecht, der Frieden stiften wollte, suchte man sogar mit Gift und Zauberei aus dem Wege zu räumen. Ein Weib, Margarethe Genseke zu Hohenfelde bei Doberan, ward gewonnen.

Sie machte auf Anstiften mehrerer sächsischer Laienbrüder ein Männlein aus Wachs, welches statt der Adern leinene Fäden in Händen und Füßen hatte. Diese Figur ward auf den Namen des Teufels getauft und mit heiligem Oele gesalbt: so wie nun die Flamme der angezündeten Fäden das Wachs verzehre, so, meinte man, schwinde auch der bezauberte Mensch dahin, bis die Herzstelle zerschmelze und der Mensch sterbe. Albrecht erfuhr diese Geschichte und ließ das Weib zu Cröpelin als Hexe verbrennen am 21. Juli 1336. Im Kloster aber ward auf Antrieb des Fürsten von mehreren Aebten eine Revision abgehalten und der Friede wieder hergestellt. Doch sank das Ansehen der Abtei seit dieser Begebenheit sehr, und die Mönche mußten oft die Spottrede des Volkes hören: „Mönch, hast du auch ein Wachsmännlein unter deiner Kutte?“

Nachdem so im Lande Ordnung und Frieden hergestellt war, bot Albrecht gerne die Hand, auch zwischen der Hansa und seinem Schwager Magnus von Schweden zu vermitteln. Im Auftrage des Letzteren begab er sich 1341 zu Kaiser Ludwig dem Baier, der damals in Kärnthen Hoflager hielt. Als er von Erfurt aus, wo er als Beschützer des Handels und der Kaufleute gegen die Raubritter sehr freundlich aufgenommen und auf dem Rathhause bewirthet war, durch das Thüringer Land zog, ward er in der Nähe von Blankenberg von dem jungen Günther von Schwarzburg, dem späteren Kaiser, überfallen und auf die feste Burg Ranis im Voigtlande gebracht. Erst im folgenden Jahre freigelassen, führte er seine Reise zu Ende und kehrte mit Ehren in seine Heimath zurück. Der Friede zwischen Schweden und der Hansa kam zu Stande.

Ein Mann von solcher Macht und solchem Ansehen wie Albrecht sollte sich auch bald der ihm gebührenden äußeren Würde erfreuen. Als 1347 Karl IV. zum Gegenkaiser Ludwigs des Baiern erwählt worden war und dessen Sohn Ludwig aus dem Besitz der Markgrafschaft Brandenburg vertreiben wollte, verschaffte er sich die Hülfe Albrechts dadurch, daß er ihn zum unmittelbaren Lehnsträger des römischen Reiches und zum Herzoge von Meklenburg erhob. 1348. Albrecht unterstützte ihn dafür wacker in allen Kämpfen und in dem folgenden Frieden erkannten auch die Brandenburger die Reichsunmittelbarkeit Meklenburgs an.

Neuen Ruhm bereitete sich unser Fürst durch die Erwerbung des schwedischen Thrones für seinen Sohn Albrecht. In Schweden war König Magnus wegen seiner Hinneigung zu Dänemark den Ständen mißliebig. Aus Furcht, er möchte ihren Freiheiten Abbruch thun, setzten sie ihm seinen Sohn Hakon, König von Norwegen, zum Mitregenten. Dieser aber, der Gemahl Magarethens von Dänemark, jüngsten Tochter Waldemars III., erweckte bald gleiche Befürchtungen. Und als Waldemar Schonen, Gotland, Oelland wegnahm, die reiche Stadt Wisby zerstörte, da kündigten die Stände Schwedens den beiden den Gehorsam auf und übertrugen das Reich an

König Magnus Schwestersohn, Albrecht III. von Meklenburg. Der Vater des Erwählten zog 1363 mit einem starken Heere nach Schweden, ließ seinem Sohne zu Stockholm huldigen und begann den Kampf. Er war glücklich zu Lande und zur See, wo sein ältester Sohn Heinrich den Oberbefehl hatte. König Magnus ward gefangen, Kopenhagen und Helsingör eingenommen, Waldemar mußte nach Deutschland fliehen. Erst 1371 kam es zum Frieden. Magnus und Hakon verzichteten auf Schweden; Dänemark bekam zwar sein verlorenes Gebiet zurück, aber nur gegen die Zusicherung, daß nach dem Ableben des söhnelosen Waldemar der älteste Sohn des meklenburgischen Heinrich, entsprossen aus der Ehe desselben mit Waldemars ältester Tochter Ingeborg, auf dem dänischen Throne folgen sollte. Doch ward diese Bestimmung nicht ausgeführt. Als 1375 die Thronfolge eintreten sollte, wußte Margarethe, Hakons Gemahlin, die Wahl ihres Sohnes Olav durchzusetzen. Da die Flotte, welche Albrecht zur Vertheidigung der Rechte seines Enkels ausrüstete, durch einen Sturm zerstört wurde, so gab er seine Ansprüche auf.

In Meklenburg bestand Albrecht noch mehrere siegreiche Fehden mit seinen neidischen Nachbarn und erwarb zu seinen übrigen Besitzungen auch noch die Grafschaft Schwerin. Doch hatte er 1352 an seinen Bruder Johann die Herrschaft Stargard und das Land Sternberg abgetreten, wodurch das mächtige Herzogthum wieder geschwächt wurde. Er starb am 18. Febr. 1379 zu Doberan, nachdem er auf dem Todtenbette noch seine Söhne ermahnt hatte, Gerechtigkeit und Frieden im Lande aufrecht zu erhalten und sich vor Stolz, Herrschsucht und Geiz zu hüten; dann würden sie sicher und in Ruhe regieren.

3. Capitel.

Meklenburgs Verfall.

1. Die Linie Meklenburg-Stargard.

Es scheint ein Unsegen auf den Nebenlinien unseres Fürstenhauses und ihrer Regierung zu ruhen. Nachdem sie kurze Zeit meistens zum Nachtheil ihres Landes regiert haben, sterben sie aus. Das gilt auch im Großen und Ganzen von der Linie Meklenburg-Stargard, von 1352—1471.

Der erste Regent Johann I. (1352—1393) war ein kraftvoller Mann. Seine Jugend verbrachte er in französischen Diensten, wo er in der Schlacht bei Crecy am 26. August 1346 tapfer mitfocht und seinem Waffenbruder Herzog Carl von Luxemburg, dem späteren Kaiser, das Leben rettete. Zur selbständigen Regierung gekommen, unterstützte er später seinen Neffen Albrecht von Schweden in seinen Kämpfen um die Krone, ruhmvoll zwar, aber fruchtlos.

Seine Söhne und Enkel, welche theilweise das kleine Gebiet noch

wieder trennten und, der eine in Stargard, der andere zu Sternberg residirten, hatten in den Kämpfen gegen die Brandenburger, welche den Verlust des Landes Stargard nicht verschmerzen konnten, viel zu leiden. Den seit 1415 auftretenden Hohenzollern mußte sogar 1442 die Erbfolge feierlich zugestanden werden, und manche Burg fiel an Brandenburg zurück. Der letzte Fürst Ulrich starb am 13. Juli 1471 ohne männliche Nachkommen. Seine Wallfahrt nach Jerusalem und dem Grabe der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, um sich einen Erben zu erbeten, war ohne Erfolg gewesen. Das Land Stargard fiel an die Hauptlinie Meklenburg zurück.

2. Albrecht III., König von Schweden und Herzog von Meklenburg.

Nach Albrechts II. Tode fiel die Regierung seinen drei Söhnen Heinrich III., Magnus und Albrecht III. von Schweden gemeinschaftlich zu. Von diesen wandelte Heinrich ganz in den Wegen seines Vaters. Leutselig gegen die Geringen und Armen, war er hart gegen die zahlreich wieder aufkommenden Raubritter, und wo er eines habhaft werden konnte, mußte er am Baume hängen. Mit eigener Hand vollzog er oft diese Strafe, weshalb das Volk ihm den unedlen Beinamen Heinrich der Henker gab. Er starb leider schon 1384 und im folgenden Jahre auch sein Bruder der hochfahrende Magnus. Die Thronerben waren Heinrichs Sohn, Albrecht IV., der aber schon 1388 starb, Johann IV., Herzog Magnus unmündiger Sohn, und Albrecht III., König von Schweden. Leider stürzte Letzterer sich und ganz Meklenburg in einen verderblichen Krieg mit Dänemark, der unser Land einem immer schnelleren Sinken entgegen brachte.

König Albrecht besaß nicht Weisheit genug, um sich als Herrscher eines fremden Landes die Gunst seiner neuen Unterthanen zu erwerben. Statt die schwedische Lebensweise anzunehmen, sich mit schwedischen Räthen zu umgeben, entfremdete er sich den Adel durch Besetzung vieler Stellen mit Meklenburgern und erbitterte er die Geistlichkeit durch die von der drückenden Finanznoth erheischte Einziehung des dritten Theiles aller geistlichen Güter. Durch öftere Abwesenheit in Meklenburg entfremdete er sich die Gemüther noch mehr. Da starb 1388 der schon erwähnte Albrecht IV., dem, wie oben bemerkt ward, im Frieden von 1371 die Nachfolge in Dänemark zugesichert war und der auch wirklich den Titel eines Königs oder Erben von Dänemark geführt hatte. König Albrecht betrachtete nun sich als den Erben seiner Ansprüche und legte sich ohne Weiteres den Titel eines Königs der drei nordischen Reiche bei. Auch beleidigte er seine Gegnerin, die Königin Margarethe von Dänemark, noch persönlich durch Spottnamen, wie „König Hosenlos“ und „Pfaffenmagd“, und sandte ihr einen Wetzstein, ihre Nähnadeln darauf zu wetzen. Nicht eher, schwur er, eine Mütze wieder aufsetzen zu wollen, als bis er alle drei Reiche unte

seinem Scepter vereinigt habe. Aber er hatte sich verrechnet. Am 24. Februar 1389 ward er in der Ebene von Falköping, unweit des Schlosses Axenwalde, gänzlich auf's Haupt geschlagen. Ein halbgefrorner Moraſt trennte die feindlichen Heere. Der ungeduldige Albrecht setzte mit den Deutschen über, während die Schweden zurückblieben. Die Ermatteten wurden von den ungeschwächten Dänen leicht überwunden, der König gefangen. Margarethe setzte ihm zum Spott eine große Mütze auf und brachte ihn auf das Schloß Lindholm in Schonen; Schweden fiel ihr größten Theils willig und ohne Schwertstreich in die Hände. Nur Stockholm, wohin Albrechts Oheim, Johann von Stargard, den Rest des Heeres geflüchtet hatte, ward noch gerettet.

Die Dänen begannen alsbald die Belagerung der Stadt. Für die Meklenburger aber kam Alles darauf an, dieselbe zu halten und die Freilassung des Königs zu bewirken. Letzteres war auf gütlichem Wege nicht zu erreichen, so mußte denn Gewalt helfen. Johann I. lief 1390 mit einer Flotte aus, verheerte die dänischen Küsten und gelangte dann nach Stockholm.

Indeß diese eine Expedition genügte nicht; es mußte mehr geschehen. Und es geschah; der meklenburgische Adel und die Städte erhoben sich. Sie fürchteten, mit dem Falle Albrechts ein glänzendes Hofleben und werthvolle Handelsprivilegien zu verlieren. Darum stellten die Seestädte Rostock und Wismar Kaperbriefe aus d. h. sie verkündigten Allen, welche sich auf eigne Gefahr gegen die drei nordischen Reiche ausrüsten wollten, Sicherheit für ihre Schiffe und die von ihnen geraubten Güter. Bald wimmelte die Ostsee von kühnen Gesellen, welche die ritterliche Wegelagerei vom Lande aufs Meer übertrugen. Nicht blos die Schiffe, welche irgend wie mit den nordischen Reichen in Berührung standen, wurden gekapert, auch die lübischen waren nicht sicher, weil ihre Stadt als geheime Bundesgenossin Margarethens galt. Diese Freibeuter nannten sich Vitalienbrüder, weil sie Stockholm Lebensmittel oder Vitalien zuführen wollten; andere nannten sie Likendeler, weil sie die Beute gleich zu vertheilen pflegten.

Die Bemannung der Schiffe bestand aus Seeleuten, die Anführer aber waren Edelleute, unter denen auch viele meklenburgische, als Marquard Preen, Henning Manteuffel, Arnd Stük, Moltke und Andere. Bald aber entwickelten sich die Vitalienbrüder zu reinen Seeräubern und beunruhigten die Schiffe aller Städte und Staaten. Da ertönten Klagen auf Klagen, und auch der deutsche Orden in Livland und die Stadt Lübek baten um die Freilassung des Königs. Sie geschah endlich 1395. Albrecht bezahlte ein Lösegeld von 60,000 Mark und verzichtete auf die Krone Schweden. Die meisten meklenburgischen Ritter unterließen auch die Seefahrten, dagegen setzten andere das Gewerbe fort unter Anführung des noch jetzt in den Sagen der Seeleute bekannten Claus Störtebekr aus Wismar.

Er hatte seine Schlupfwinkel in der Ribnitzer Binnensee, welche damals noch westlich vom Fischlande mit dem Meere durch einen kleinen Arm verbunden war. 1402 gefangen genommen, ward er hingerichtet; an den friesischen Küsten hielt sich das Unwesen bis gegen 1450.

Der entthronte König kehrte nach Meklenburg zurück und regierte hier in Gemeinschaft mit seinem Neffen Johann IV. noch mehrere Jahre, insbesondere bemüht für die Aufrechterhaltung des Landfriedens. Er starb 1412.

3. Die Regenten bis 1507.

Nach Albrechts III. Tode regierten sein Sohn Albrecht V. und Herzog Johann IV. gemeinsam weiter bis 1422 und 1423, eine Zeit, in welche nur ein wichtiges, später genauer zu besprechendes Ereigniß fällt, die Stiftung der Universität Rostock im Jahre 1419.

Für die minderjährigen Söhne Johanns — Albrecht hinterließ keine Kinder — führte ihre Mutter Katharine die Vormundschaft bis 1436. Sie theilte Meklenburg zur bessern Aufrechterhaltung des Landfriedens in Aemter und setzte über jedes einen Vogt; aber sie konnte es doch nicht hindern, daß das Land vom märkischen Adel mit Streifzügen heimgesucht und daß in den Seestädten die Ordnung durch ernste Streitigkeiten erschüttert wurde. Ihre Söhne Heinrich IV. und Johann V., von denen letzterer schon 1443 starb, waren wenig geeignet, dem zerrütteten Lande aufzuhelfen. Heinrich, ein dem Wohlleben ergebener Mann, wegen seiner Beleibtheit auch „der Dicke" genannt, verschwendete die durch den 1436 und 1471 erfolgten Heimfall der Fürstenthümer Güstrow und Stargard vermehrten Einkünfte seines Gebietes in dem Maße, daß an seinem Hofe bald das Silbergeschirr fehlte und er sich mit hölzernen, von den Drechslern des Dorfes Banzkow verfertigten Kannen und Schalen begnügen mußte. Doch nannte er diese in eitlem Selbstbetruge die „Banzkowschen Gläser," denn nur aus Gläsern zu trinken sei fürstlich. Daß der Geist und die Kraft Heinrichs des Löwen und Albrechts II. geschwunden war, zeigt auch die Erbhuldigung, welche die meklenburgischen Stände 1442 zu Perleberg dem Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, der beim Aussterben der Werleschen Linie Ansprüche erhoben hatte, leisteten. Heinrich starb 1477 und hinterließ das Land, welches er zuerst nach langen Jahren wieder vereint besaß, in tiefer Zerrüttung.

Ihm folgten seine drei Söhne, von denen der älteste, Albrecht IV., bald starb, der dritte, Balthasar, ein Freund von Jagd und von Reisen, sich um die Staatsgeschäfte wenig kümmerte, so daß der zweite Sohn, Herzog Magnus, in der That alleiniger Herrscher des Landes war. Und er war ein tüchtiger, frommer, wenn auch strenger Herrscher und heilte das Herzogthum von vielen Schäden. Von fürstlichem Ansehen, groß und

wohlgestaltet von Körper, zeigte er fürstliche Bestrebungen. Er kannte und beschützte die Wissenschaften und suchte auch den Handel zu heben durch eine allerdings mißglückte Verbindung der Ostsee und der Elbe vermittelst des Schweriner Sees. Insbesondere suchte er die zerrütteten Finanzen des Landes zu heben, die verpfändeten Güter wieder auszulösen und das fürstliche Ansehen wieder herzustellen. Letzteres hatte in den Seestädten, vornehmlich in Rostock, seine Schwierigkeiten. Hier hatte sich im Laufe der Zeit, begünstigt durch die große Machtentfaltung der Hansa, ein Geist der Selbstständigkeit und des Freiheitsdranges gebildet, der schwer zu bändigen war. Herzog Magnus meinte, es sei am leichtesten, durch die Geistlichkeit der Stadt einen Anhang zu gewinnen. Er beschloß daher, an der Kirche zu St. Jacob ein Stift für verdiente Professoren der Universität einzurichten. Die Bürgerschaft aber wollte hiervon Nichts hören; die Universität koste an sich schon genug und an Geistlichen sei ebenfalls kein Mangel. Einige unangenehme Zwischenfälle vermehrten die schon vorhandene Erbitterung, und es kam dahin, daß die widerspenstige Stadt vom Bischof von Schwerin mit Bann und Interdict belegt wurde. Die Beschlagnahme eines bei Bukow gestrandeten Rostocker Schiffes durch den fürstlichen Vogt zu Schwaan veranlaßte die Rostocker zur Gefangennahme und Hinrichtung dieses Mannes als öffentlichen Räubers. Es mußte nun zum offenen Kampfe kommen. Da der Papst und der Kaiser sich auf die Seite des Herzogs stellten, auch die nordischen Fürsten der Stadt allen Handel untersagten, sah sich der Rath endlich zur Nachgiebigkeit genöthigt, und die Einweihung des Stiftes konnte 1487 erfolgen. Hierbei brachen aber neue Unruhen aus. Ein wilder Haufe stürmte in die Kirche zu St. Jacob, wo die Hochmesse eben begonnen hatte, und schändete die heiligen Räume. Da die Aufrührer ihre Opfer nicht erwischt hatten, eilten sie in die Probstei unweit des Marienkirchhofes, schleppten den Probst Thomas Rode heraus und erschlugen ihn auf der Straße. Andere Geistliche wurden ins Gefängniß geworfen. Der Herzog und seine Gemahlin verließen schleunig die Stadt. Zwei Jahre lang entbrannte nun eine heftige Fehde mit zahlreichen Gefechten, in deren einem Herzog Magnus fast erschlagen worden wäre, wenn nicht der Rostocker Bürgermeister Preen dem Kriegsknechte den erhobenen Arm zerschmettert hätte mit den Worten: „Meinst du, daß die Fürsten auf den Bäumen wachsen?“ 1491 erfolgte endlich Frieden. Das Domstift blieb erhalten, die Rostocker baten um Vergebung und bezahlten reiche Sühne. Herzog Magnus bekam vom Papst zum Lohn für seinen kirchlichen Eifer eine geweihte güldene Rose.

Herzog Magnus starb 1504, betrauert von seinen Zeitgenossen, und ward in Wismar feierlich begraben. Seine 3 Töchter, Sophia, Anna und Katharina, waren vermählt an den Kurfürsten Johann den Beständigen von Sachsen, an den Herzog Wilhelm von Hessen-Cassel und Herzog

Heinrich von Sachsen-Freiberg; sie wurden die Mütter der 3 großen Helden der Reformation, Joh. Friedrichs des Großmüthigen von Sachsen, Philipps des Großmüthigen von Hessen und Moritz's von Sachsen, und damit zugleich Stammmütter des herzoglich sachsenernestinischen —, des hessischen und des königl. sächsischen Fürstenhauses.

4. Heinrich der Friedfertige und Albrecht der Schöne.

Da Balthasar, des Herzogs Magnus Bruder, 1507 ohne Erben starb, und der dritte Sohn des Magnus, Erich, ebenfalls 1508 das Zeitliche segnete, so regierten von da an seine beiden älteren Söhne Heinrich der Friedfertige und Albrecht VII., der Schöne, gemeinschaftlich. Da Albrecht aber zu ehrgeizig war, um diese Form der Regierung lange fortzusetzen, Heinrich aber zu besonnen, um in eine neue Landestheilung zu willigen, so kamen sie im Jahre 1520 auf den Rath des Herzogs von Pommern auf ein eigenthümliches Auskunftsmittel. Alle Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser wurden in zwei Theile getheilt und jedem zwei Jahre lang die Regierung über je einen Theil zugebilligt. Daneben waren die Prälaten, der Adel, die Lehnsmänner und die 12 Städte Rostock, Wismar, Parchim, Neubrandenburg, Friedland, Schwerin, Güstrow, Waren, Röbel, Malchin, Sternberg und Teterow beiden Fürsten gemeinschaftlich. Ein solches Verhältniß gab zu vielen Streitigkeiten Veranlassung da Albrecht durchaus eine gänzliche Trennung wollte. Heinrich aber gab nicht nach, und auch die Stände traten auf seine Seite, indem sie 1523 eine Union zum Schutz ihrer gemeinschaftlichen Rechte schlossen.

Bald gab sich Albrecht auch zufrieden, da er, von Kaiser Karl V. angetrieben und von der Hansa unterstützt, den dänischen oder schwedischen Thron zu erringen hoffte. 1535 war er schon in Kopenhagen gelandet; aber nach dem Rückzuge der Lübeker mußte auch er wieder weichen und beschämt in seine Heimath zurückkehren. 300,000 Gulden hatten ihn seine Unternehmungen gekostet; er verlangte von Karl V. Ersatz. Dieser aber übertrug dem ehrgeizigen Fürsten statt dessen das Amt eines Reichserbvorschneiders; jedoch ward die Urkunde darüber nie an Meklenburg ausgeliefert. Auch mit Franz I. von Frankreich hatte der abenteuerliche Herzog ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und sich verpflichtet, ihm mit 200 Pferden zu Hülfe zu ziehen „wider allmenglich, ausbescheiden babstliche Heilickeit und das heilige Reich." Albrecht starb am 7. Jan. 1547. Ihm und seinem Bruder Heinrich werden wir jedoch in der Geschichte der Reformation noch weiter begegnen.

Nach diesem Ueberblicke über die politischen Begebenheiten wenden wir uns zur Betrachtung der innern Verhältnisse Meklenburgs während des verflossenen Zeitraumes.

4. Capitel.

Kirchliche Zustände in Meklenburg.

1. Die kirchliche Verfassung.

Wie schon früher erwähnt, gehörte Meklenburg in kirchlicher Beziehung dem Sprengel fünf verschiedener Bisthümer an, dem von Ratzeburg, Schwerin, Lübek, Havelberg und Kammin. Der oberste Hirte der drei ersten Diöcesen war der Erzbischof von Bremen, der beiden letzten der Erzbischof von Magdeburg. Sie hatten die Bischöfe zu bestätigen, ihnen kam die Visitation ihrer Sprengel zu. Seit den Tagen Innocenz III. († 1216) machten die Päpste aber den Anspruch, Universalbischof der ganzen Kirche zu sein, und so mischten sie sich denn auch unmittelbar in die kirchlichen Angelegenheiten unseres Landes ein. Nicht blos untersuchten sie dieselben durch ihre Legaten, z. B. durch Guido 1266 und durch Johann von Tusculum; sie bestätigten und besetzten auch unmittelbar die bischöflichen Stühle, ja sogar über Canonikate, Pfarrstellen und die kleinsten Pfründen verfügten sie oft nach Belieben. Im allgemeinen aber hatte doch der Bischof die Regierung seiner Diöcese.

Die Bischöfe von Schwerin, welche für uns vorzugsweise in Betracht kommen, gingen meistens aus dem Adel des Landes hervor, besonders aus den Geschlechtern von Bülow, Malzahn und Wangelin; zuweilen führte auch ein Fürst den Krummstab, wie z. B. Rudolf III. (1389—1415) aus dem Hause Meklenburg-Stargard, selten ein Ausländer wie der Böhme Potho von Pothenstein, selten auch ein Mann geringen Herkommens, wie der eben so fromme als gelehrte Petrus Walckow (1508—1516). Doch hatte der Inhaber der bischöflichen Würde nicht immer auch die bischöfliche Weihe. Die Sorge für die weltliche Macht des Bisthums, kriegerische Unternehmungen und politische Rücksichten hielten ihn oft davon zurück; dann ließ er die geistlichen Amtshandlungen durch einen sogenannten „Weihbischof" vollziehen, d. h. einen Bischof, der wohl die bischöfliche Weihe empfangen hat und darum die geistlichen Segnungen mittheilen kann, nicht aber zugleich Inhaber der äußeren bischöflichen Gewalt ist. Die Residenz der Bischöfe war zu Bützow und Warin, seltener zu Schwerin.

Die Wahl der Bischöfe kam dem Domcapitel zu Schwerin zu, welches aus einem Vorsteher oder Probst, einem Dekan, einem Scholastikus (Schulmeister), einem Cantor, Schatzmeister und anderen geistlichen Beamten bestand. Sie unterstützten den Bischof in seiner Thätigkeit, hielten aber auch schlechten Hirten gegenüber die kirchliche Ordnung aufrecht.

Die Einzelverwaltung der Diöcese Schwerin geschah durch Archidiaconen, deren es sechs gab, zu Triebsees, Rostock, Parchim, Waren, Kröpelin und Dobbertin. Letztere Posten wurden von dem Abte zu Doberan

und dem Probste zu Dobbertin mitverwaltet. Unter den Archidiaconen standen die einzelnen Pfarreien, derer Verwalter Rectoren hießen, die Capläne, d. h. die Geistlichen an kleineren Kirchen und Capellen, die Vicare und die niederen Kirchendiener. Auch in Bützow und in Rostock an St. Jacobi gab es noch Dom- oder Collegiatstifter. Die Besetzung der geistlichen Stellen stand theils dem Bischofe, theils dem Fürsten, theils dem Patrone der Pfarre zu. Einzelne Stellen besetzte auch der Papst.

Die Einkünfte der Bischöfe bestanden zunächst in den Erzeugnissen ihrer Güter; doch waren deren bei der Verschwendung und Ueppigkeit vieler Hirten, besonders derjenigen aus dem Geschlechte Bülow, nicht allzuviele. Dazu kamen dann die Zehnten, wovon jedoch die Hälfte meistens an die Fürsten verpfändet war, wofür diese sich zur Eintreibung derselben verpflichtet hatten. Auch zahlreiche Gerichtsgebühren von weltlichen und geistlichen Sachen flossen ihnen zu.

Der Bischof von Schwerin war seit dem Sturze Heinrichs des Löwen von Sachsen, also etwa seit 1182, reichsunmittelbar. Doch gerieth er seit dem politischen Aufschwung der Hauptlinie Meklenburg unter Heinrich dem Löwen und Albrecht II. in die Gefahr der Abhängigkeit. Ja, der erste dieser Fürsten ging sogar so weit, die geistlichen Güter mit Steuern zu belegen. Doch brachten ihn Bann und Interdict zur Besinnung, und er besiegelte den Frieden mit der Kirche durch die Stiftung des Klosters Ribnitz. Auch die Stadt Rostock hatte mehrmals die Macht des Bischofes zu fühlen. Als sie den Petrithurm zum Bau einer Feste zu Warnemünde verwendet hatte, erging auch über sie der Bannstrahl, und ebenso 1487, als bei der Einweihung des Domstiftes Probst Thomas Rode getödtet worden war.

Die Bischöfe von Ratzeburg residirten zu Schöneberg; ihr Domcapitel war zu Ratzeburg. Ihren meklenburgischen Sprengel leiteten die Archidiakonen zu Eldena und Rehna. Die Bischöfe von Kammin hatten einen Archidiakonus zu Güstrow und auch ein Domcapitel daselbst, während in Friedland ein Probst (Archidiakonus) des havelberger Bisthums seinen Sitz hatte.

2. Kultus und Lehre.

Die katholische Lehre von den guten Werken und der durch sie erworbenen Vergebung der Sünden im Verein mit der frommen Hingebung des Mittelalters an die Leitung der Kirche sorgte dafür, daß dieselbe in Meklenburg nicht blos mit zahlreichen Schenkungen bedacht wurde, sondern daß auch allenthalben Gotteshäuser und Klöster erbaut wurden, Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren und den Menschen zu ihrer Seelen Seligkeit. So wurden denn, besonders zu den Zeiten der schwärmerischen kirchlichen Begeisterung im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert auch hier in Meklen-

burg jene herrlichen Kirchen aus Backstein aufgeführt, welche wir noch heute mit Bewunderung betrachten. Rostock, Schwerin, Wismar, Güstrow wurden mit Kirchen und Domen geschmückt und in Doberan die schöne Stiftskirche erbaut.

Die Kirchen waren den Aposteln oder den Heiligen geweiht, und zahlreiche Reliquien von diesen oder von anderen Märtyrern fanden sich darin. Insbesondere waren auch Reliquien Christi gesucht und verehrt wegen ihrer heilenden Kraft. So vorzüglich das heilige Blut. Heiliges Blut gab es zu Schwerin. Heinrich der Schwarze, Graf von Schwerin, hatte 1222 von seiner Pilgerfahrt einen Tropfen des Blutes Christi, eingeschlossen in einen Jaspisstein, zurückgebracht. In der heiligen Blutscapelle im Schweriner Dom ward es aufbewahrt. Alle Freitage zur Todesstunde des Erlösers theilte sich das Blut in drei Theile und that Wunder. Man wallfahrtete dorthin, und die Geheilten ließen reiche Geschenke zurück; nach dem Leibesgewicht des Genesenen ward die Abgabe bemessen. Das heilige Blut zu Doberan war anderen Ursprungs. Ein Hirte aus Steffenshagen war einst zum Abendmahl gegangen. Er hatte die heilige Hostie aber nicht gegessen, sondern sie im Munde mit nach Hause genommen. Er verbarg sie in seinem hohlen Hirtenstabe und schützte dadurch seine Heerde vor jeder Gefahr. Das Geheimniß ward aber entdeckt und die blutende Hostie nach Doberan zurückgebracht. 1201. Hier ward sie aufbewahrt und that viele Wunder. Auch zu Wismar, Güstrow und Sternberg gab es blutende Hostien. Diese stammten her aus den später zu erwähnenden Judenverfolgungen. Zu Schwerin ward ferner ein Dorn von der Krone Christi aufbewahrt, den Ludwig IX. von Frankreich 1260 an Bischof Rudolf geschenkt hatte; der Erzbischof von Riga aber verehrte dem Dom ein Stück vom Kreuze Christi, 1396. Heu aus der Krippe zu Bethlehem, Gebeine des heiligen Christophorus werden noch heute zu Doberan gezeigt.

Obwohl die mittelalterliche Kirche vorzugsweise darauf bedacht war, die Gläubigen zur Bethätigung ihrer Frömmigkeit in guten Werken zu treiben, und im Allgemeinen zufrieden war, wenn außerdem die heilige Messe fleißig besucht und die Absolution zum öfteren gefordert wurde, so begnügte sie sich damit doch nicht, sondern sie suchte auch weiter durch die Predigt dem Volke eine größere Erkenntniß und ein tieferes Verständniß der Thatsachen des Heils zu erschließen. Die Predigt geschah anfangs lateinisch, bald aber, etwa um 1300, ging man zum Gebrauch der niedersächsischen oder plattdeutschen Landessprache über. Geschichten des Leidens und Sterbens unseres Herrn Jesu Christi, Evangelienbücher, Gebete vor und nach dem heiligen Abendmahl zu sprechen, Andachtsbücher, Erläuterungen der 10 Gebote und Anderes, Alles in plattdeutscher Sprache geschrieben, waren in den Händen der Geistlichen und Mönche und sollten

diesen ohne Zweifel ein Mittel zur Vorbereitung auf volksthümliche Predigt und ein Handbüchlein für seelsorgerische Thätigkeit sein. Da aber die Predigt im Allgemeinen in der Kirche sehr zurücktrat und Schulen für das geringe Volk noch nicht vorhanden waren, so erschien dies Alles nicht ausreichend, um eine genügende Kenntniß der biblischen Thatsachen zu verbreiten, und daher nahm die Kirche ihre Zuflucht zu einem anderen, für die Heiligkeit des Gegenstandes zwar gefährlichen, dem derben Character des Mittelalters aber durchaus entsprechenden und oft in hohem Grade erbaulichen Mittel, zu dem geistlichen Schauspiel. Besonders in der heiligen Passionszeit, z. B. am 5. Freitage vor Palmarum, dem Feste des Mitleidens Marias, und am Vorabend des Osterfestes wurden hier in Meklenburg solche Spiele aufgeführt. Berühmt ist das Osterspiel zu Redentin, einem Dorfe nördlich von Wismar, welches dem Cistercienserkloster Doberan gehörte. Die Spielenden waren theils Priester und Mönche, theils Bauern.

Der Geist, der durch diese ganze Thätigkeit hindurchging war aber der echt römische, und noch zu den Zeiten der Reformation 1534 predigte Heinrich Wackerbeck zu Muchow bei Neustadt, Christus sei zwar die Thüre zum Himmel, die Mutter Maria aber doch auch ein Fenster, und durch dies Fenster könnten auch die selig werden, die Christus nicht durch die Thüre in den Himmel lassen wolle.

Zur Zeit des Weihnachtsfestes gab sich die Fröhlichkeit des Mittelalters einen derben Ausdruck in unmäßigem Genuß von Speise und Trank im Gotteshause selbst, durch wüsten Lärm und Geschrei. Doch war das im Ganzen weniger auffällig, da in jenen Zeiten die Gotteshäuser überhaupt vielfältig zu weltlichen Geschäften, Rathssitzungen, zur Aufbewahrung von wichtigen Documenten, Schriften, Fahnen und dergl. benutzt wurden. Auf den Kirchhöfen wurden sogar Jahrmärkte abgehalten. Die Eselsprocessionen zur Erinnerung an den Einzug des Herrn zu Jerusalem waren auch hier verbreitet, und oft wurden dabei Bischöfe und Priester arg verspottet. Das war mittelalterliche Weise; und wer eben noch den Hirten der Seelen verspottet hatte, kniete im nächsten Augenblick vielleicht im Beichtstuhl und bat um Vergebung seiner Sünden und um den kirchlichen Segen.

Schulen gab es schon früh im Lande, 1249 zu Parchim, dann bald zu Wismar, Güstrow, später zu Rostock, Schwerin, Goldberg und in den meisten Städten. An den Domstiftern wurden sie durch den Scholastikus verwaltet. Dies waren aber Lateinschulen und sie gaben eine gelehrtere Bildung. Die erste deutsche Schule, wo jeder, der es lernen wollte, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiesen wurde, stifteten die Brüder vom gemeinsamen Leben in Rostock gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts.

Für die eigentliche gelehrte Bildung sorgte seit 1419 die Universität

Rostock, eingeweiht durch Bischof Heinrich III. von Schwerin. Eine theologische Facultät kam erst 1432 hinzu. Berühmte Lehrer wirkten hier vor der Reformation nicht, wie denn überhaupt Meklenburg vor dem 16. Jahrhundert keine wissenschaftlich bedeutenden Männer aufzuweisen hat. Nur einige Geschichtsschreiber sind hervorzuheben, als der Ritter Ernst von Kirchberg im 14. Jahrhundert mit seiner mittelhochdeutschen Reimchronik, ferner Albert Krantz, Rector zu Rostock zu Herzog Magnus Zeit, und Nicolaus Marschalk Thurius d. h. aus Thüringen, der für die Einführung des obersächsischen Dialectes in Meklenburg von Bedeutung ist, und der in seiner Begeisterung für die griechischen Schriftsteller auch eine Verwandtschaft unseres Fürstenhauses mit Alexander dem Großen hat herstellen wollen.

3. Kirchliche Zucht.

Auf das christliche Leben der Gläubigen wirkte die mittelalterliche Kirche besonders durch den Beichtstuhl und die Kirchenstrafen, unter denen Bann und Interdict die gewaltigsten und mächtigsten waren; selbst Heinrich der Löwe und das reiche Rostock beugten sich denselben. Auch die Versagung des kirchlichen Begräbnisses war für Viele ein Antrieb, sich vor manchen groben Sünden zu hüten; denn die Kirche war strenge. Alle Räuber, Mörder, Selbstmörder und im Duell Getödteten, alle Wucherer, Lästerer, alle unbußfertig Sterbenden, alle Verletzer der Freiheiten und Gerechtsame der Kirchen, die Verweigerer der Zehnten, die Kirchenräuber, ja sogar die Mönche, die ohne Erlaubniß Eigenthum besaßen, wurden eines ehrlichen Begräbnisses unwürdig erklärt und mußten ewig in der Hölle schmachten.

Aber nicht blos durch die Furcht erzog die Kirche; sie hatte edlere Mittel, das gute Beispiel ihrer Priester und Mönche, welche beide es sich ja zur Aufgabe gestellt hatten, das Ideal eines christlichen Lebens darzustellen, und auch die Masse des Volkes durch Lehre und Zucht und Vorbild zu sich emporzuziehen suchten. Im Anfang erfüllte die meklenburgische Geistlichkeit auch in der That diese Aufgabe. Der edle Berno, der milde Brunward gingen allen in Entsagung, Frömmigkeit und Eifer voran. Desgleichen die Mönche. In ein wildes, unangebautes, mit Wäldern und Sümpfen bedecktes, noch halb heidnisches Land zogen sie todesmuthig hinein, um hier ein Leben voll Gefahr, Entbehrungen und Arbeit zu führen. Dadurch spornten sie die Bevölkerung des Landes zur Nacheiferung an. Und als sie die Früchte ihres Fleißes zu genießen begannen, widmeten sie sich wissenschaftlichen Arbeiten, dem Abschreiben heiliger Bücher, der Anfertigung von Chroniken, der Verbreitung von Gebeten, der Ausbildung der geistlichen Schauspiele, ja auch der Pflege deutscher Poesie, indem sie Lieder und Heldengedichte der süddeutschen Sänger vervielfältigten. Anstalten christlicher Barmherzigkeit wurden gegründet, so besonders die

Hospitäler zum heiligen Geist zu Wismar (1250), Rostock (1275), Ribnitz (1299), die Klosterpforte öffnete sich gastlich den Reisenden, die Gotteshäuser boten den Verfolgten ein Asyl, und zwischen streitenden Parteien trat der Priester als Vermittler des Friedens ein.

Unterdes war aber die Kirche durch zahllose Schenkungen reich geworden, die gut verwalteten Güter und Höfe gaben große Einkünfte und ermöglichten ein angenehmes Leben. Dazu waren die kirchlichen Besitzungen von Abgaben frei, die Geistlichen zum Kriegsdienst nicht verpflichtet, und das Alles zog viele, in deren Herzen die Welt wohnte, an, sich doch den Dienern Christi zuzugesellen. So kam ein weltliches Element in die Kirche, und da sie, abgefallen von der Schrift und dem rechten Wege des Heils, nicht die Kraft hatte, dies Element von Innen aus zu überwinden, so ward sie von demselben immer mehr zerfressen, so daß nur noch eine äußerlich glänzende Schale da war, inwendig aber viel Moder und Todtengebein. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gab es schon 14,000 Weltgeistliche in Meklenburg und 1200 Klosterbewohner, 500 Nonnen und 700 Mönche, welche in 27 Klöstern lebten. Der reichste Orden war der der Cistercienser. Er hatte im ganzen 10 Klöster; 2 Mönchsklöster waren zu Doberan, dessen Abt sogar bischöfliche Würde hatte, und Dargun; die 8 Nonnenklöster waren zu Sonnenkamp (1219), Eldena (1230), Rühn (1233), Rehna (1236), Zarrentin (1246), Ivenack (1252), zum heiligen Kreuz in Rostock (1270), Wanzka (1290). Die Benedictiner hatten ein Nonnenkloster zu Dobbertin (1225), die Prämonstratenser oder die weißen Herren ein Mönchskloster zu Broda, gestiftet 1170, erbaut 1236. Die Bettelorden hatten im Ganzen 12 Klöster. Die Franziskaner oder braunen Mönche 6, je eins zu Schwerin (1236), Wismar, Neubrandenburg, Parchim, Rostock, Güstrow, und ihr weiblicher Zweig, die Clarissinnen, zu Ribnitz eins (1324). Die schwarzen Mönche oder Dominikaner hatten Klöster zu Rostock (1256), Röbel (1285), Wismar (1293). Die Augustiner zwei, zu Malchow ein Nonnenkloster (1298), und zu Sternberg eins für Mönche (1500). Außerdem gab es Karthäuser zu Marienehe bei Rostock (1396) und die schon erwähnten Hospitaliter des heiligen Antonius zu Tempzin (1220). Das Fraterkloster zu Rostock wird weiter unten Erwähnung finden.

Die eingerissene Verweltlichung zeigte sich bald. Die reich gewordenen Geistlichen ließen sich Bart und Haar lang wachsen, trieben Handel mit den Producten ihrer Ländereien, — besuchten Wirthshäuser oder richteten solche ein, tranken um die Wette mit ihren Genossen, ergaben sich dem Würfelspiel und der Jagd. Waffentragen war bei ihnen nichts Ungewöhnliches, üppige unanständige Kleidung und unsittliche Verhältnisse mit ihren Haushälterinnen und Köchinnen kamen leider nur zu oft vor. Alle äußeren Zuchtmittel, alle Verbote der Bischöfe und päpstlichen Legaten

waren vergeblich, da man keine Besserung der Herzen zu erzielen vermochte. Die Kirche sah schließlich ihre Ohnmacht selbst ein, und es kam soweit, daß ein in den Sünden der Unzucht lebender Priester nur noch 10 Gulden Strafe zu bezahlen hatte. (1519).

In dieser Versunkenheit der Geistlichen, welche natürlich auch auf das Leben der Laien die verderblichste Nachwirkung hatte, versuchten einzelne fromm gerichtete Seelen der letzteren von sich aus eine Besserung des christlichen Lebens herzustellen. Es bildeten sich zunächst in den Niederlanden und am Rhein Laienvereine, welche sich die Führung eines ächt christlichen Lebens und die Uebung christlicher Barmherzigkeit zur Aufgabe stellten. Unter ihnen ragen besonders die auch in Meklenburg verbreiteten Brüder des gemeinsamen Lebens und die Beguinen hervor.

Die Brüder des gemeinsamen Lebens haben ihren Ursprung in einer Stiftung Gerhard Grootes († 1384 zu Deventer) und wurden weiter ausgebildet durch Florentin Radewin († 1400). Sie wollten durch frommes Leben anderen ein Muster sein. Sie hatten keine Mönchsregel, lebten aber gemeinsam in einem Hause oder Kloster, Bruderhaus oder Fraterkloster genannt, unter Leitung eines Geistlichen. Ihren Lebensunterhalt erwarben sie durch ihrer Hände Arbeit, besonders durch Unterricht. Wohin sie kamen, richteten sie Schulen auf, gründeten sie Druckereien und beförderten sie die Wissenschaften. Auch tüchtige und fromme Geistliche bildeten sie aus. Seit 1462 finden wir sie auch in Rostock, wo sie Schulen, Druckereien und ein Kloster hatten. Ihre Anstalten lagen zwischen der Schwansche und Buchbinderstraße. Am Ende des Beguinenberges, in der Nähe des Kuhthores besaßen sie den sogenannten „Grünen Hof".

Die Beguinen, ein Verein von Frauen zu gemeinschaftlicher Uebung der Frömmigkeit und der Krankenpflege finden sich seit 1299 hier im Lande, zuerst zu Wismar, dann in Rostock, Schwerin, Parchim, Neubrandenburg, in welchen Städten die Namen Beguinenberg, Beguinenstraße und = Steig noch jetzt an sie erinnern. Sie verfielen aber bald in Ketzereien, weßhalb die Inquisition sie verfolgte, und wegen ihrer Sittenlosigkeit, wozu die von ihnen gehaltenen Badestuben Anlaß gaben, sowie wegen der Ueppigkeit, welche besonders bei Aufnahme junger Beguinen sich zeigte, schritt auch die weltliche Obrigkeit von Polizei wegen gegen sie ein.

Gleichen Zweck christlicher Barmherzigkeit verfolgten die sogenannten Kalandsvereine, deren Name davon herkommen soll, daß sie am ersten Tage des Monats (lateinisch Kalendae) zu ihren Berathungen zusammentraten. Sie sorgten für das Seelenheil ihrer verstorbenen Mitglieder durch Anordnung von Seelenmessen, unterstützten Arme bei Begräbnissen, lagen der Armen- und Krankenpflege ob und nahmen sich der Fremden und Heimathlosen, der sogenannten „Elenden", an. Die Kalande zerfielen in den sogenannten großen und kleinen Kaland, von denen der erste

besonders für die Todten, der zweite für die Lebenden sorgte. Das Volk nannte die Gilden wegen ihrer Fürsorge für die Fremden und Heimathlosen Elendsgilden. An dem Kalande konnte sich jeder betheiligen, Geistliche und Laien, Reiche und Arme, Verheirathete und Ledige, Junge und Alte. Auch die Fürsten waren Mitglieder. Diese Vereine waren fast im ganzen Lande verbreitet und hatten besonders in den Städten ihren Mittelpunkt. Es gab Kalande zu Friedland, Sternberg, Wismar, im Lande Breesen, zu Schwerin, Güstrow, Rostock, Wittenburg, Röbel und Bützow; der erste etwa 1308 gegründet. Ob Neukalen von den Vereinen seinen Namen hat, ist zweifelhaft, doch hieß es früher Kaland. Die Kalande waren sehr reich an Häusern, Aeckern, Gärten, Wiesen und Gerechtigkeiten aller Art; sie waren aber auch in den Zeiten des Mittelalters, besonders zu den Zeiten der großen Pesten, wie 1348, als der schwarze Tod Europa verheerte, von dem größten Segen und überhaupt eine der trefflichsten Einrichtungen. An der Spitze des Vereins stand ein Dekan, ihm zur Seite Kämmerer und Schaffner (Procuratoren, Dispensatoren), welche die Gaben vertheilten. — Aehnliche Zwecke wie die Kalande verfolgte auch die durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnete Brüderschaft der Schuhmachergesellen zu Wismar und die Gilde des Leibes Christi zu Parchim, die sogenannte Dreißigergilde, gestiftet 1376.

Doch auch diese Laienvereine, obwohl sie ein beredtes Zeugniß von der christlichen Liebe des Mittelalters gaben, konnten auf die Dauer dem Verderben nicht widerstehen. Die ihren Berathungen folgenden Festmähler arteten in Gelage aus, die reichen Genossenschaften wurden der Ruhe der Städte gefährlich, so daß Bischof Heinrich III. von Schwerin sie auf Antrieb des Rostocker Rathes 1421 fast alle aufhob.

So war denn weder bei Geistlichen noch bei Laien mehr eine Rettung und Hülfe zur Hebung christlichen Lebens, und die Christenheit sank immer tiefer. Und wozu sollte man denn auch noch vergebliche und mühevolle Anstrengungen zur Besserung machen, da es doch so leicht war, in den Himmel zu kommen auf dem Wege des Ablasses? Früher wallfahrteten die Christen nach dem gelobten Lande, oder sie zogen das Schwert gegen die Ungläubigen, um Vergebung ihrer Sünden zu bekommen, wie Heinrich der Schwarze, Heinrich der Pilger und Heinrich Borwin. Heinrich der Löwe blieb schon in Europa, er reiste nach Rocca madonna, andere gingen nach Aachen oder St. Enwold. Aber auch das war bald nicht mehr nöthig. Unser Land selbst bot Gnadenschätze genug. Die Marienkirche zu Rostock, die Dome zu Schwerin und Güstrow, die Klosterkirchen zu Eixen und Doberan hatten reichen Ablaß. Wer den Dom zu Schwerin an den vier Festen eines und desselben Jahres besuchte, kürzte die Qualen des Fegefeuers um 1277 Jahre ab, und wer um die Mauer des Kirchhofes zu Cammin bei Laage betend herumging, hatte seine zukünftige Pein um 40 Tage

verringert. Seit 1463 kamen auch Ablaßhändler ins Land. Der erste war der päpstliche Legat Marinus de Fregeno. Er verlor aber den Ertrag seiner Sammlung, einen Beutel mit 4240 Gulden, in der Nähe von Grevismühlen. Eine arme Frau fand ihn und lieferte ihn an Heinrich den Dicken aus, der ihn für sich behielt. 1469 kam Johann Kannemann, ein Mönch, nach Wismar mit Ablaß. Das Geld sollte zu einem Hussitenkriege dienen. Der Rath aber sagte, man könne nicht wissen, ob der Krieg zu Stande komme; einstweilen wolle er die Summe in Verwahrung nehmen. 1516 sammelte hier Johannes Angelus Arcimboldus. Er hatte sogar Vollmacht, sogenannte Butterbriefe zu ertheilen d. h. die Erlaubniß in den Fasten Butter und Käse essen zu dürfen. Das Johanniskloster in Rostock erwarb einen solchen Brief.

So tief war die Kirche gesunken. Es war Zeit, daß Gott der Herr half durch die Reformation. Vorläufer derselben zeigten sich auch hier im Lande.

4. Anfänge reformatorischer Bewegungen.

Das herrschende Verderben der Kirche hatte schon öfter einen heftigen Gegensatz hervorgerufen, ums Jahr 1000 die Katharer, später die Waldenser. Diese Bewegungen waren aber bald aus der Kirche hinausgewiesen und meistens vernichtet worden. Schwerer hielt das bei den Neuerungen des Engländers Wiklef († 1384). Er selbst starb eines ruhigen Todes, und seine Lehre breitete sich durch die zahlreichen Handelsverbindungen der Ostseestädte mit England auch nach diesen aus. So finden wir 1380 in Wismar Ketzer, welche aller Wahrscheinlichkeit nach dem Wiklefitismus zugethan waren. Der Rath der Stadt unterdrückte sie aber schnell, und empfing dafür von Papst Urban VI. durch Vermittelung des Bischofes von Schleswig ein eignes Dankschreiben. Auch zu Rostock war 1404 eine Frau, welche die Lehre vom Fegefeuer, vom Ablaß und der Anbetung der Heiligen läugnete. Auf das Urtheil des dortigen Inquisitors und Ketzerrichters, des Franziskanermönches Eylardus, ward sie zum Feuertode verurtheilt, den sie auch standhaft erduldete. Die Ermahnungen ihres Sohnes, eines Mönches, der sie zur Richtstätte begleitete, wies sie von sich und bat ihn vielmehr, den rechten Weg zu gehen.

In der Folgezeit waren es die Karthäusermönche, die Augustiner zu Sternberg und die Brüder vom gemeinsamen Leben zu Rostock, welche reformatorische Gedanken und evangelische Lehre in ihren Herzen bewegten. Ein Zeugniß davon giebt der Brief des Mönches Vicke Dessin, eines gebornen meklenburgischen Edelmannes, der in der Karthause Ahrensboek bei Lübek lebte, an Herzog Magnus von Meklenburg vom Jahre 1477. Herzog Magnus hatte sich nämlich vermählt mit Sophia von Pommern, der früheren Braut seines verstorbenen Bruders Johann. Aus Schmerz

über den Verlust hatte die Prinzessin das Gelübde ewiger Jungfrauschaft gethan, es aber nun doch nicht gehalten. Ueber diese Angelegenheit befragt, schrieb Dessin einen Brief an den Herzog, worin er ihm ins Gewissen redet und ans Herz legt, daß nur der wohlgefällig sei vor Gott, der seine Gebote halte. Diese Gebote beständen aber nicht in Wallfahrten nach Rom und Jerusalem, in fasten, beten und opfern, sondern in der Benutzung der heiligen Schrift, in der Liebe der Wahrheit, die Gott selber ist, in Arbeit, Rechtschaffenheit, Demuth. Ein Fürst besonders müsse eingedenk sein, daß er Rechenschaft zu geben habe von seinem Thun. Auch könne derselbe Viele selig machen, wenn er die geistliche Freiheit schirme und die Klöster im Lande reformire. Auch möge er sich der armen und verspotteten Brüder des gemeinsamen Lebens zu Rostock, die nach dem Vorbilde der Apostel lebten, annehmen.

Völlig auf evangelischem Boden steht aber schon Nicolaus Ruß, Priester zu Rostock. Durch Verkehr mit böhmischen Brüdern, durch das Studium der heiligen Schrift, der Kirchenväter, insbesondere Augustins, und auch durch eigene innere Erfahrung war ihm die Unmöglichkeit, auf dem von der Kirche gelehrten Wege das ewige Leben zu erlangen, aufgegangen. Anfangs lehrte er im Stillen vor einer Gemeinde von Hausfreunden. Vor den Nachstellungen seiner Gegner mußte er aber nach Wismar fliehen, wo er anderthalb Jahre blieb. Er kehrte dann 1517 nach Rostock zurück und trat nun offen und rücksichtslos auf in Wort und Schrift. Besonders berühmt ist sein in plattdeutscher Sprache verfaßtes Buch von den drei Strängen. Es zerfällt in zwei Theile; nur der erste handelt von den drei Strängen, an denen sich die Kirche aus dem Abgrunde des Verderbens herausziehen kann, der zweite enthält eine Auslegung des Glaubens, der Gebote und des Vaterunsers. Die drei Stränge, welche Ruß meint, sind Glaube, Hoffnung, Liebe. Jeder von ihnen besteht wieder aus drei Fäden. Der Glaube aus dem Bekenntniß, der Liebe zur Schrift und der Belustigung in Gott; der erste dieser Fäden wird gesponnen von den Einfältigen, der zweite von den Weisen, der dritte von den Vollkommenen. Die Hoffnung hat auch drei Fäden; erstens, daß Niemand verzweifle, zweitens daß Niemand sündige auf Hoffnung der Vergebung, drittens daß man mit der Hoffnung die Sünde verjage. Die drei Fäden der Liebe aber bestehen darin, daß die Liebe zu Gott uns höher steht als die leibliche Wollust, die leibliche Nothdurft und das leibliche Leben. In einer symbolischen Auslegung des 31. Capitels der Sprüche Salomonis, wo Ruß unter der sorgenden Hausfrau die heilige Kirche d. h. die Sammlung der Heiligen versteht, wird nun gezeigt, wie die Kirche diese drei Fäden zusammenspinnt zu einem dauerhaften Kleide von Seide und Purpur für ihre Töchter d. h. für alle heiligen Seelen. Sie haben ein doppeltes Kleid, ein inwendiges, die Unschuld der Seele, und ein auswendiges von Purpur, die guten Werke,

welche aus der rechten Liebe kommen. Diese heilige Kirche ist die Braut Christi, für welche er gestorben ist aus Gnaden, die ohne Befleckung ist und ihm zuruft, er solle sie aus der Eitelkeit der Welt zu sich holen in den Himmel.

Unter den 95 Capiteln des zweiten Theils ist besonders schön die Schilderung des ewigen Lebens in C. 24. Wir bekommen es, wenn wir in Christo leben. In C. 33 tadelt Ruß die Abgötterei der Menschen gegeneinander im Kniebeugen. Auch der leibliche Schmuck mit Kleidern und Haarflechten ist ihm schon Abgötterei, weil man dadurch den Menschen mehr gefallen wolle als Gott. Die Geistlichen werden in C. 41 hart getadelt, weil sie ihrer Gebote Uebertretungen strafen, die Verletzungen der Gebote Gottes aber ungerügt lassen. Der Herr Jesus werde sie dafür richten. Gegen den Ablaß und die Sündenvergebung der Priester spricht er sich besonders in C. 59, 60 und 92 aus. Ohne Buße gebe es keine Vergebung. Die Buße aber befasse drei Stücke: 1) daß man Gott beichte; 2) daß man herzliche Reue habe; 3) daß man für die Sünde genugthue (vollthue, vulldo). Das kirchliche Ablaßwesen sei verdammlicher Mißbrauch und schon durch das Wort des Petrus an Simon Magus gerichtet: Dein Gold sei mit dir zur Verdammniß. — Ruß begründet alles, was er sagt, aus der Schrift, sowohl alten als neuen Testaments, aus dem Beispiel der Apostel und Propheten und dem heiligen Augustin; aber er bemerkt auch, daß er wohl wisse, daß der, der solches sagt, für einen Ketzer gelten müsse. Doch fürchte er sich nicht, für seinen Herrn zu leiden.

Diese Leiden blieben ihm nicht erspart. Zum zweiten Mal durch den Inquisitor Cornelius de Snekis zur Flucht gezwungen, ging er nach Livland, wo er starb. Einer seiner Anhänger, ein Student, der mit wildem Geschrei auf den Gassen eine neue Zeit verkündigte und zur Buße mahnte, galt beim Volke für einen Propheten, bei den Geistlichen für einen Schwärmer, der bald aus der Stadt verbannt ward.

Auch ein Humanist, Conrad Pegel, Professor zu Rostock, trat mit einem Dialog über die Buße hervor, worin er ebenfalls den Ablaß bekämpfte.

Nahe war die Zeit, wo auch über unser Vaterland das Licht des Evangeliums aufgehen sollte; die Morgenröthe der aufsteigenden Sonne der Gerechtigkeit waren diese Männer.

5. Die Juden.

Für die Entwickelung der mittelalterlichen Frömmigkeit, insbesondere für die Entstehung des heiligen Blutes zu Güstrow und Sternberg sind die Juden nicht ohne Bedeutung.

Juden finden wir zuerst zu Parchim während der Regierung des

Fürsten Pribislav (1238—1261). Bald hatten sie sich über die meisten Städte, als Wismar, Boizenburg, Rostock, Warnemünde, Krakow, Güstrow und Sternberg ausgebreitet. Als Ungläubige, Lästerer und Feinde des Herrn hatten sie an und für sich keinen Anspruch auf Duldung in christlichen Ländern; sie wurden aber wegen ihres Reichsthums, wegen ihres Handelsgeistes und wegen der Leichtigkeit, mit welcher sie Geld, gegen hohe Zinsen freilich, anschafften, geduldet und erfreuten sich des besonderen Schutzes der Fürsten, deren „Kammerknechte" sie genannt wurden. Selbstverständlich mußten sie diesen Schutz durch reiche Steuern bezahlen. Die gedrückte Lage des Juden erhöhte bei ihm den anerzogenen, ja angeborenen Christenhaß; und nicht genug, daß er seine Herren betrog und übervortheilte, suchte er auch seiner Bosheit gegen ihren Glauben durch Verhöhnung, Spott und Verlockung zum Abfall Luft zu machen. Dadurch aber ward der Haß der Christen gegen die Juden, der wegen des von ihnen geübten Wuchers, wegen ihres Unglaubens und ihrer Kriecherei schon an sich groß genug war, noch vermehrt, und zu öfteren Malen machte er sich in wüthenden Verfolgungen Luft. Judenhetzen wegen angeblicher Vergiftung der Brunnen, woraus die furchtbaren Pesten des Mittelalters entstanden sein sollten, gab es in Meklenburg nicht, wohl aber Verfolgungen wegen Entweihung der christlichen Heiligthümer.

Die erste Verfolgung war in Krakow 1325, wo die Juden die Kirchenthüre erbrochen, die Hostien geraubt und in den Koth getreten hatten. Zur Strafe wurden die Missethäter gerädert. Dies schreckte aber Güstrower Juden nicht ab, sich im Jahre 1330 eines gleichen Verbrechens schuldig zu machen. Sie kauften von einer Christin eine geweihte Oblate und durchstachen sie in der Synagoge. Da entquollen derselben an mehreren Stellen Blutstropfen, und eine Stimme wie die eines Kindes ward gehört. Das rührte einer Jüdin das Herz, sie ward später Christin und zeigte die Sache an. Die Untersuchung, welche mit der Folter geführt ward, brachte bei den Juden kein Geständniß hervor, wohl aber bei der Christin, die die Hostie verkauft hatte. Sie ward verbrannt und nach ihr alle Juden, mit Ausnahme eines, mit Namen Eleasar. Ihm sollte das Leben geschenkt werden, wenn er bekenne und sich taufen ließe. Doch er beharrte bei seiner Weigerung und erlitt dann mit seiner Frau ebenfalls den Tod in den Flammen.

Von noch größerer Ausdehnung war die Verfolgung der Juden zu Sternberg 1492. Hier wohnte ein reicher Jude mit Namen Eleasar, der auf den 20. Julius dieses Jahres die Hochzeit seiner Tochter feiern wollte. Durch eine glänzende Verhöhnung der Christen sollte sie besonders ausgezeichnet werden. Zu dem Ende verschaffte sich Eleasar schon im Februar des Jahres zu Penzlin von einem zum Judenthum übergetretenen Mönche eine geweihte Hostie, eine andere kaufte er von einer Frau zu

Teterow für 10 Schillinge. Aber hiermit war er noch nicht zufrieden. Zu Sternberg wohnte ein Priester mit Namen Peter Däne. Dieser hatte dem Eleasar einen eisernen Grapen, nach anderen Berichten sogar den Altarkelch versetzt. Er hatte kein Geld zur Einlösung, und daher machte Eleasar dem Priester den Vorschlag, ihm das Gefäß unentgeltlich zurückzugeben, wenn dieser ihm zwei geweihte Hostien überlasse. Däne that es und brachte die Oblaten an Eleasars Frau.

Unterdes rückte der Tag der Hochzeit heran. Zahlreiche Juden waren versammelt; in einer Laube hinter dem Hause ward Morgens 8 Uhr eine Hostie mit 5 Stichen durchstochen. Alsobald floß Blut. Am Abend stach man noch nach zwei Hostien mit Messern.

Am folgenden Tage aber ward den Juden bange. Eleasar befahl seinem Weibe die Hostien zu vernichten. Aber weder mit Feuer noch mit Wasser gelang es. Als die Frau sie endlich bei dem Mühlenthor in den Mühlbach werfen wollte, versank sie mit den Füßen in einen Stein. Voll Furcht beschloß sie, die Hostien an den Priester zurückzugeben. Mit dem „Gott der Christen" wollte sie nichts mehr zu thun haben.

Peter Däne empfing die Hostien am 21. August. Er vergrub sie auf dem Fürstenhofe an der Stadtmauer. In der Nacht aber erschien ihm ein Geist, der ihm keine Ruhe ließ, er mußte die Sache anzeigen. Er reiste nach Schwerin und sagte dem Dompropst, durch ein Wunderzeichen sei ihm offenbart, an der Stadtmauer in Sternberg sei eine Hostie vergraben. Herzog Magnus und viele Prälaten begaben sich nach Sternberg zur Untersuchung. Die Hostie ward ausgegraben und feierlich in die Kirche gebracht. Das Verhör stellte alsbald den Sachverhalt heraus. Die Uebelthäter wurden zum Tode verurtheilt, und 25 Männer und 2 Frauen am 24. October 1492 auf dem sogenannten Judenberge bei Sternberg verbrannt. Die Juden starben mit festem Muthe und hauchten unter heiligen Gesängen ihr Leben aus. Als der Herzog einen von ihnen fragte, warum er nicht Christ würde, antwortete derselbe trotzig: „Edler Fürst, ich glaube an den Gott, der Alles kann und Alles geschaffen hat, an ihn, dessen Verehrung unseres Volkes Vater Abraham und sein Sohn Isaak und unsere anderen Vorfahren, welche nie von unserem Glauben abgefallen sind, geboten haben. Er, so glaube ich, ließ mich Mensch werden und Jude. Hätte er mich zum Christen haben wollen, so hätte er mich nicht meinem heiligen Bekenntnisse zugewandt. Wenn es sein Wille gewesen wäre, hätte ich ein Fürst sein können, wie Du!" Peter Däne ward nach Rostock gebracht, hier seines Priesteramtes entsetzt, geschoren und in weltlichen Kleidern dem Büttel übergeben. Dieser führte ihn auf einem Karren durch die Stadt, zwickte ihn an den Straßenecken mit glühenden Zangen und brachte ihn dann zum Richtplatze, zum Scheiterhaufen. Däne litt alles geduldig und reumüthig. Eleasar hatte sich durch die Flucht gerettet.

Die Juden wurden in Folge dieses Ereignisses aus Meklenburg verbannt; sie mieden es gegen 200 Jahre, da auch ihre Rabbinen es in den Bann gethan hatten. Erst um 1650 kehrten sie zurück. In Sternberg finden sich erst 1769 wieder Juden.

Die Verfolgungen der Juden im Mittelalter sind beklagenswerth, aber nicht so ungerecht, als es oft dargestellt wird. Das hartnäckige und verstockte Geschlecht forderte die Christen nur zu oft zur Rache heraus. Es erfüllte sich aber auch in den Verfolgungen ihr eignes Wort: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder".

5. Capitel.

Mittelalterliches Leben in Recht, Sitte und Handel.

1. Die Verfassung.

Die oberste Leitung der Angelegenheiten des Landes kam auch in den Zeiten von der ersten Landestheilung bis zur Reformation dem Landesherrn zu. Doch ward seine Macht sehr geschwächt durch die fortwährenden Theilungen. So sehr diese auch für die Colonisation unseres Landes und für die Belebung des Verkehrs von Segen gewesen sind, der fürstlichen Würde und dem fürstlichen Ansehen konnten sie nur Abbruch thun. Zur Verminderung derselben trugen ferner bei die oft eintretenden und mit Streitigkeiten verbundenen Vormundschaften, die vielen Kriege, insbesondere Heinrichs des Löwen, und die Schulden, in welche sich die Fürsten dadurch stürzten. Hülfeflehend wandten sie sich dann an Städte und Mannen um Erhöhung der „Beden". Sie erlangten sie auch, aber nur gegen Bestätigung und Erweiterung der Privilegien, gegen Verpfändung der Schlösser und Vogteien. Zu Albrechts II. Zeiten besaß der Fürst so wenig, daß er sich selbst wie ein gerupftes Huhn vorkam.

Bei solcher Schwäche der Regenten stieg die Macht der Mannen und Städte. Sie hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, sowohl die niedere als die höhere, das Münzrecht, oft gänzliche Freiheit von allen Abgaben und standen zu dem Fürsten in keinem anderen Verhältniß, als dem ganz allgemeinen der Oberlehnsherrlichkeit. Ja, während der Fürst auf ihre Angelegenheiten oft keinen Einfluß hatte, hatten sie auf die seinigen einen großen, als seine Rathgeber und oft als Schiedsrichter in seinen Streitigkeiten. Die geistlichen Großen oder die Prälaten, zu denen der Bischof von Schwerin, die Dompröpste, die Aebte der Klöster und die Johanniter-comthure gehörten, nahmen an den Angelegenheiten des Landes fast gar keinen Antheil, da sie als Glieder der Kirche sich sozusagen als einen eignen Staat betrachteten; waren sie doch nicht einmal zur Vertheidigung der Landesgrenzen verpflichtet. Das Volk sah sie darum aber auch mit Mißtrauen an.

Mannen, Städte und Prälaten, obwohl alle auf Erhaltung und

Erweiterung ihrer Privilegien bedacht, bildeten doch anfänglich den Fürsten gegenüber kein geschlossenes Ganze, sondern jeder handelte für sich allein. Festgeschlossene Stände treten uns zuerst im Lande Stargard entgegen, als dieses 1304 an Heinrich den Löwen kam. Dieser Fürst gestand damals den Ständen urkundlich das Recht zu, bei Antastung ihrer Privilegien von seiner Seite unter die brandenburgische Herrschaft zurückkehren zu dürfen. Nach dem Aussterben der Linie Güstrow (1436) erscheinen Stände aller drei Landestheile, Stargard, Güstrow und Meklenburg, unter ihnen nun auch die Prälaten, welche zuerst 1437 zu Parchim auftreten. Alle Stände leisteten 1442 die schon erwähnte Erbhuldigung an Brandenburg.

Von dieser Zeit an, und noch mehr seit dem Aussterben auch des Stargardschen Hauses (1471), wo alle Lande wieder unter einen Fürsten kamen, traten die Stände immer fester als geschlossene Corporation hervor, und fast alljährlich wurden sie ein oder selbst mehrere Male zusammenberufen. Die Gegenstände der Verhandlungen waren entweder neue Steuern (Beden), die Feststellung und Genehmigung allgemeiner Landesgesetze, unter denen die Polizeiordnung von 1516 das bedeutendste ist, oder die Aufbringung der Kosten für die Beschickung der Reichstage und die Reichshülfen gegen Türken und andere Feinde. Doch wollten die Stände, besonders die Mannen, in der Regel nichts geben; als Lehnsträger des Fürsten seien sie davon frei, meinten sie. Ueberhaupt war der Geist, von dem die Stände erfüllt waren, ein kleinlicher und beschränkter. Ihr persönlicher Vortheil, ihre Privilegien gingen ihnen über Alles. Zuerst kamen auf jedem Landtage ihre Klagen, dann erst die fürstlichen Forderungen. Der Gedanke, einem Allgemeinen, einem Staate anzugehören, kam ihnen nicht; die Idee eines deutschen Vaterlandes, dessen Glieder auch sie wären und das sie zu vertheidigen hätten, lag ihnen fern. Verweigerten sie doch 1542 die Türkensteuer mit den Worten: „Man könne warten, bis der Türke seine Tyrannei in der deutschen Nation gebrauchen werde." Obwohl sie für die Religion ein Herz hatten, wie die Ablehnung des Interims im Jahre 1549 zeigt, so waren sie andererseits auch wieder schwach, wenn es galt die heilige Sache mit dem Schwert zu vertheidigen. Sie weigerten sich 1552 mit in den Krieg zu ziehen. Sie seien wohl bereit, antworteten sie den Fürsten, zur Beschützung ihres Herrn, des Landes und der Religion Leib, Habe, Gut und Blut, als Christen und gehorsamen Unterthanen wohl anstehet und geziemet, mit zu wagen, aber arma offensiva (Angriffswaffen) zu ergreifen und Jemand bekriegen zu helfen, das sei niemals ihre Meinung gewesen, und weder könnten sie sich überzeugen, daß der fürstliche Kriegszug aus dringender Ursach unternommen worden, noch habe sich der Herzog deshalb zuvor mit Jemand aus ihrem Mittel berathen.

Zum Schutz ihrer Privilegien gegen Jedermann, auch den Fürsten, schlossen die Stände der drei Lande Stargard, Güstrow und Meklenburg

1523, wahrscheinlich mit Billigung Herzog Heinrichs des Friedfertigen, die Union, und zur Leitung der Geschäfte ward ein Ausschuß von 23 Mitgliedern, 3 Prälaten, 12 Mannen und 8 aus den Städten, eingesetzt. An die Stelle dieses Ausschusses trat aber in den 50er Jahren des 16. Jahrhunderts, als die Stände die landesherrlichen Schulden übernommen hatten, eine Schuldentilgungscommission, welche lange Zeit dauerte und aus der sich später der Engere Ausschuß entwickelte. Unter den Städten ragen besonders Rostock und Wismar und die drei Vorderstädte, Parchim, Güstrow und Neubrandenburg hervor.

Der Schutz der Stände sollte eigentlich allen drei Parteien gleichmäßig zu Theil werden. Als aber die Reformation ins Land kam und Gelegenheit war, die geistlichen Güter einzuziehen, überwog dieser Vortheil. Zwar erschienen anfänglich (1547) noch evangelische Prälaten auf dem Landtage, aber schon 1552 sind sie wieder verschwunden, und mit ihnen überhaupt die Vertretung der Geistlichen auf den Landtagen.

Der Ort der Versammlung der Stände war in der ersten Zeit, wo die Landtage nur einen Tag dauerten, ein Platz unter freiem Himmel, in der Regel die Sagsdorfer Brücke bei Sternberg, zuweilen, z. B. 1488, die alte Linde auf dem Kirchhofe zu Zurow bei Wismar, und auch der Kirchhof zu Kölpin im Stargardschen. Die Leitung der Verhandlungen hatten die Landräthe, welche ursprünglich Berather der Fürsten, später Vertreter der Stände waren. Die rechtsgelehrten Fürsprecher der Stände hießen Landsyndiken.

2. Gerechtigkeitspflege.

Die Gerechtigkeitspflege des Mittelalters war keine einheitlich vom Fürsten geleitete, sondern vielfältige, indem Bischöfe, Klöster, Ritter und Städte allgemein die niedere und sehr häufig auch die höhere Gerichtsbarkeit besaßen. Der Fürst übte sein Richteramt meistens durch die den einzelnen Landestheilen vorgesetzten Vögte aus; auch wurden in älterer Zeit allgemeine Landesgerichte, Landdinge, gehalten, wo jeder erschien und klagen und verklagt werden konnte; so z. B. zu Proseken, Röbel, Malchow, Priborn, Marlow.

Zur niederen Gerichtsbarkeit gehörten alle bürgerlichen Sachen und alle Schlägereien auf Blut und Bläue, zur höheren Diebstähle über 8 Schillinge, Mordbrennerei, Todtschlag, Nothzucht, Weiber- und Jungfernraub. Von der Strafe für die geringeren Verbrechen konnte man sich durch eine Buße oder ein Wehrgeld lösen, was entweder feststehend war oder nach Uebereinkunft der Parteien festgesetzt wurde. Neben dieser Geldbuße hatte der Verbrecher sich noch religiösen Uebungen zu unterziehen und an die Obrigkeit ein Strafgeld zu entrichten, die sogenannten Brüche, weil sie zur Sühne für den Bruch des Gesetzes bezahlt wurden. Die

schweren Verbrechen dagegen, wie Raub, Diebstahl, Nothzucht, Mordbrand, Sodomie, Landesverrath, Zauberei wurden entweder mit Landesverweisung oder mit dem Tode durchs Schwert, Feuer oder Strang bestraft. Auch scheint gegen Ende des Mittelalters im Schlosse zu Schwerin eine eiserne Jungfer gewesen zu sein, welche, inwendig mit scharfen Schwertern und Dolchen gespickt, den in die geöffnete Hülle hineingestellten Uebelthäter, plötzlich zusammenschlagend, völlig zerschneidet und zermalmt und ihn dann durch eine unten befindliche Fallthür in ein Wasser hinabfallen läßt.

Besondere Aufmerksamkeit erforderte aber im Mittelalter die Sicherheit der öffentlichen Straßen, welche durch die Raubritter auf das Aeußerste gefährdet war. Der Handel zur See ward einige Zeit lang von den Vitalienbrüdern beunruhigt. Schon Heinrich der Löwe hatte viel mit den Raubrittern zu thun; wir sahen bereits, wie er die Burg Glaisin brach. Ihm eiferte Albrecht II. nach, und ihm gelang es in der That, dem Lande den Ruhm zu verschaffen, daß hier der Kaufmann ungefährdet seine Straße ziehen könne. Um so schlimmer ward es nach seinem Tode, und fast 100 Jahre lang ward Meklenburg der Schauplatz wüsten räuberischen Treibens. War es ja auch die Zeit, wo im ganzen deutschen Reiche unter der schwachen Regierung König Wenzels (1378—1400) allgemeine Zerrüttung eingerissen war; wo Kaiser Sigismund von den religiösen Streitigkeiten und den Kämpfen mit den Hussiten ganz in Anspruch genommen war, und wo Friedrich III. sein fast funfzigjähriges träumerisches Regiment führte. Da die Reichsgewalt nicht schützen konnte, die Fürsten ebenfalls zu schwach waren, so suchte sich jeder in seiner Weise zu sichern. Die Städte verwahrten sich mit Mauer, Wall und Graben; rings um die Feldmark ward ebenfalls Wall und Graben, die sogenannte „Landwehr", zum Schutze aufgeworfen; Thürme zur Bewachung der Heerden, „Kuhthürme", wurden errichtet; die Waarenzüge von Bewaffneten geleitet und die gefangenen Wegelagerer ohne Gnade enthauptet. Die Geistlichkeit schützte sich ebenfalls mit Waffengewalt; und zur Bewachung der Kirchenschätze wurden selbst in Städten wie Lübek des Nachts Hunde in den Gotteshäusern losgelassen. Die schutzlosen Bewohner des platten Landes, die Bauern, waren am schlimmsten dran. In der höchsten Blüthe stand das Raubwesen an der Südgrenze unseres Landes, welche fortwährend von dem märkischen Adel unter Anführung der Quitzows beunruhigt wurde. In drei Jahren machten diese Ritter nicht weniger als 78 Raubzüge nach Meklenburg und trieben bei denselben weg 11,399 Schafe, 5452 Haupt Rindvieh, 1668 Pferde, 2819 Schweine und 1317 Ziegen, ganz abgesehen von den angezündeten Gehöften und Dörfern, den zertretenen Feldern und den getödteten Menschen. Ja, sogar an den Personen der Fürsten vergriffen sie sich, indem sie 1408 den Fürsten Johann II. von Stargard auf seinem Zuge nach Berlin gefangen nahmen.

Unter dem meklenburgischen Adel ragen besonders die Geschlechter der Maltzane, Hahne und Plessen durch ihre Raubzüge hervor. Aber auch selbst die Bauern wurden von der herrschenden Plünderungsgier angesteckt (so raubten z. B. die von Weisdin 1428 den Wittstocker Kaufleuten 5500 Stockfische und eine Tonne Aale), und zuweilen betheiligten sich auch Fürsten an dem gewaltthätigen Treiben, z. B. Heinrich der Dicke. Eine Besserung trat erst nach dem Landfrieden von 1495 und unter der Regierung Heinrich des Friedfertigen ein.

3. Die Fürsten, der Adel und die Bauern.

Der Titel der meklenburgischen Fürsten war anfangs blos die „edlen Herrn von Wenden," seltener „Fürst"; seit 1348 wurden sie Herzoge durch Kaiser Karl IV. Ihre Wappen und Siegel waren in der ersten Zeit verschieden, später ward der Stierkopf allgemein, der von der Brust des wendischen Götzen Nadegast herstammen soll. Die Hauptresidenzen der meklenburgischen Fürsten waren Meklenburg, Wismar, Gadebusch, Sternberg, Parchim, Goldberg, Güstrow, Waren, Rostock, Neubrandenburg und Stargard. Seit Herzog Albrecht die Grafschaft Schwerin ererbt hatte, ward die Veste Schwerin der Hauptsitz. Die Begräbnißstätte war in der Regel Doberan.

Die Regierung wurde von sämmtlichen überlebenden Prinzen gemeinschaftlich geführt, oder es trat eine Landestheilung ein. Erbberechtigt war allein die männliche Linie; die weiblichen Nachkommen wurden mit etlichen Gütern abgefunden. Die Einkünfte der Fürsten bestanden aus den Erzeugnissen ihrer Güter, den Zöllen, den Steuern der Mannen und Städte und den von den Geistlichen abgetretenen Zehnten. Durch Verschenkungen, Belehnungen, Kriege, durch die fortgesetzten Theilungen und durch Verschwendung wurden die Fürsten aber bald sehr arm, so daß sie die Kosten der Regierung nicht mehr bestreiten konnten und in Schulden versanken. Diese mußten um so höher anwachsen, da im Laufe der Zeit sich auch ein Hofstaat gebildet hatte. Dieser bestand zunächst aus dem Küchenmeister, Kämmerer und Hofmarschall, welche letztere Würde in den Familien der Lewezow und Malzahn erblich war. Dann kamen die Räthe des Fürsten, welche theils Edelleute, theils Geistliche, theils die Bürgermeister der Städte waren. Doch gehörten diese nur zum Hofstaat im weiteren Sinne. Dagegen war in der Nähe des Fürsten stets der Kanzler, wegen der Nothwendigkeit der Kenntniß der lateinischen Sprache und der Jurisprudenz immer ein Geistlicher, mit seinen beiden Secretären. Für die geistlichen Bedürfnisse des Fürsten war ein Caplan angestellt. Außerdem gab es noch einen Barbier, 6 Trompeter, 1 Pauker, 1 Pfeifer, 1 Trommelschläger, 1 Waidmann, 1 Falkenier und 1 Hofschneider mit 2 Gesellen und einem Jungen. Der Hofstaat der Fürstin bestand aus 1 Hofmeisterin,

2 Edelleuten, 1 Thürknecht, 1 Schneider mit 2 Gesellen. Auf Reisen folgte der Hofstaat zu Pferde nach; die Fürstin fuhr zu Wagen, und ebenso der Caplan und der Barbier. Der Marstall umfaßte um 1504 über 100 Pferde. Die Kosten zur Unterhaltung des Hausgeräthes und Bettgewandes wurden in demselben Jahre auf 400 Gulden festgesetzt. Das Gesinde wurde jährlich zweimal neu gekleidet. Auf der fürstlichen Tafel erschienen zu jener Zeit zu Mittag 9, zu Abend 7 Schüsseln; auf der Tafel der Hofstaaten je 6 und 5 Schüsseln. Die Zeit des Mittagsmahles war Morgens um 10, in den Fasten sogar um 9 Uhr, die Abendkost ward um 4 Uhr Nachmittags eingenommen. Das Getränk war Bier und Wein. Auch die Stadt Lübek hatte alljährlich zum Martinstage ein Faß rheinischen Mostes zu liefern, eine Abgabe, welche aus den Zeiten Heinrichs des Löwen stammt. Das Trinken ging hier wie in ganz Norddeutschland sehr im Schwange, und unser Hof gehörte mit zu denen, welche durch ihr Trinken berühmt waren. Außerdem waren Tanz, Maskeraden, Feuerwerk, Jagd und Ringelstechen der beliebteste Zeitvertreib der Fürsten.

Im Kriege war der Fürst Anführer des Heeres. Jeder freie Mann war kriegspflichtig, der Manne zu Roß, Bürger und Bauer zu Fuß. Nur die Geistlichen und ihre Unterthanen waren frei. Der Ersatz, den sie leisteten, war oft sehr gering; ganz gewöhnlich war z. B. eine Tonne Honig. Im späteren Mittelalter gab es auch geworbene Truppen. Die schwere Reiterei hatte auch geharnischte Rosse; das Fußvolk trug Helm und Lanze, ein Theil waren Bogenschützen. Die Unterhaltung der Truppen war nicht allzu kostspielig; z. B. wurde noch 1308 die Unterhaltung der Reiterei auf 15 Mark fein Silber geschätzt. Wann das Schießpulver in Gebrauch kam, ist nicht bekannt. Bei Belagerungen bediente man sich zweier Belagerungsmaschinen, welche Blieden und dremmende Werke genannt wurden und unter eingenen Werkmeistern standen. Wahrscheinlich waren es Wurfmaschinen und Mauerbrecher.

Der Adel dieser Zeit war besonders dem Waffenhandwerke und der Wegelagerei zu Lande und zu Wasser ergeben. Nur wenige widmeten sich edleren Bestrebungen als Räthe und Vögte der Fürsten, und noch geringer wird die Zahl derjenigen gewesen sein, welche, wie Ernst von Kirchberg auf Krümmel, sich der Poesie und Geschichte beflissen, obwohl wir andererseits alle Ursache haben, anzunehmen, daß die Dichtungen der süddeutschen Minnesänger auch hier bekannt gewesen sind.

Die Lebensweise des Adels war der der Fürsten ähnlich, insbesondere ging auch bei ihnen unmäßiges Essen und Trinken im Schwange. Schlug ihnen darob das Gewissen, so wußten sie sich oft in höchst naiver Weise zu trösten, wie die bekannte Inschrift an der Kapelle der von Bülow in der Doberaner Kirche bezeugt:

Wieck, Düfel, wieck, wieck wit von my,
Ick scheer mi nich nen Hahr um die.
Ick bün ein Meckelbörgsch Edelmann,
Wat geit die Düfel mien Supen an?
Ick sup mit mienen Herrn Jesu Christ,
Wenn du Düfel ewig dösten müst
Un drink mit öm söet Kolleschahl,
Wenn du sitzt in der Höllenquahl.
Drum rahd ick, wieck, loop, rönn und gah,
Efft bey dem Düfel ick to schlah.

Die Lage der Bauern war im Mittelalter, abgesehen von den Raubanfällen, denen sie ausgesetzt waren, rechtlich eine vortreffliche. Sie waren Lehnsleute der Ritter, der Klöster oder der Fürsten und bezahlten für ihre Hufe eine Pacht an Naturalien oder Geld; außerdem waren sie zum Dienst beim Bau von Burgen, Wegen und Brücken verpflichtet, im Uebrigen aber freie Herren, sogar mit eigner Gerichtsbarkeit über die niederen Sachen, die sogenannten Schulzengerichte. Darum war der Bauernstand auch sehr zahlreich. Bedrängt ward ihre Lage erst am Ende des Mittelalters, als die Mannen dem Raubwesen entsagten und anfingen, sich der Bebauung des Bodens zuzuwenden. Da begann die Zeit der Frohndienste und der drückenden Leibeigenschaft.

4. Die Städte.

Die meklenburgischen Seestädte, Rostock und Wismar, nahmen während des 14. und 15. Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung. Auch sie erlangten eine höchst selbständige Stellung gegenüber den Fürsten, ja sie zwangen dieselben, ihre Burgen in ihren Ringmauern niederzureißen oder aufzugeben, verschlossen ihnen zu öfteren Malen die Thore und lagen mit ihnen offen im Kampfe. So Wismar mit Heinrich dem Pilger und Heinrich dem Löwen, Rostock mit dem Löwen und mit Herzog Magnus.

Die Leitung der städtischen Angelegenheiten hatte ein Rath von 24 Mitgliedern, der aus den alten Patriciern oder Geschlechtern der Stadt hervorging. Die 24 zerfielen in 4 Bürgermeister und 20 Rathmänner, welche ihr Amt auf ein Jahr bekleideten und sich selbst ergänzten. Das Recht, wonach der Rath das Urtheil fällte, hieß Stadtrecht, im Gegensatz zu dem auf dem platten Lande gültigen Landrecht.

Mit einer solchen Verfassung waren aber die allmählich erstarkenden Zünfte und Gewerke nicht zufrieden, sie wollten auch Einfluß auf die Verwaltung haben und sich zum mindesten an der Wahl des Raths betheiligen. Aus diesem Streben heraus entstanden mehrfache Revolutionen in den Städten, welche schließlich von einigem Erfolge gekrönt waren.

Der erste Aufruhr zu Rostock ward im Jahre 1312 durch den Kauf-

mann Heinrich Runge erregt zu der Zeit, als die Stadt von Heinrich dem Löwen belagert ward. Runge verlangte Wahl der Rathsmitglieder durch die Bürgerschaft. Die Patricier behielten aber schließlich die Oberhand, und ihr Selbstergänzungsrecht ward wiederhergestellt.

Ein neuer Streit entbrannte 1427 unter der vormundschaftlichen Regierung der Herzogin Katharine. Die wendischen Seestädte lagen damals im Kampfe mit König Erich von Dänemark. Der bedrängte Fürst wußte sich nicht anders zu helfen, als im Innern der Städte Zwist zu erregen. Er sandte Briefe an die Bürgerschaft von Wismar und Rostock, worin er den Rath heimlichen Einverständnisses mit den Dänen beschuldigte. In Folge dessen erhoben sich in beiden Städten Aufstände. In Rostock entwarf ein Ausschuß von 60 Männern, halb Kaufleute, halb Handwerker, einen neuen Bürgerbrief, der auch die Bestätigung der Regentin Katharina erhielt. Da der alte Rath ihn aber nicht anerkennen wollte, so mußte er die Stadt verlassen, und ein neuer, von den Sechszig gewählter trat an seine Stelle.

In Wismar verlief die Sache blutiger unter Anführung des Wollenwebers Klaus Jesup. Die Bürgermeister Johann Banzkow und Heinrich von Haren wurden auf dem Marktplatze enthauptet. Alsdann ward auch hier ein Sechszigerausschuß eingesetzt, der theils aus seiner Mitte, theils aus den Zünften einen neuen Rath wählte. Der Sohn Banzkows und die Erben des von Haren verklagten aber die Stadt bei Kaiser Sigismund. Sie erhielten Recht, und der Rath von Lübek bekam den Auftrag für ihre Wiedereinsetzung zu sorgen. Es kam unter Vermittelung mehrerer Fürsten und Städte 1430 zu einem Vergleich, wonach der neue Rath nebst den Sechszigern abgesetzt und der alte Rath wieder hergestellt werden sollte. „Ferner sollten der neue Rath und die Bürgerschaft den Erben der Hingerichteten auf öffentlichem Markte Abbitte thun, ihnen die aufgewendeten Unkosten mit 600 römischen Gulden ersetzen und an dem Richtplatze auf dem Markte eine steinerne Docke setzen lassen. Ueberdies mußte der neue Rath mit 200 Männern und 200 ehrlichen Jungfrauen und Frauen in die Marienkirche gehen und dort zwei Seelenmessen lesen lassen, darauf zwei mit Decken, Baldachinen und Lichtern verzierte Särge (als wären es die der Bürgermeister) zu Grabe geleiten, endlich zur Büßung seiner Uebelthat drei Pilger aussenden, einen zum Papst nach Rom, einen nach San Jago di Compostella in Spanien, den dritten nach St. Ewald in der Schweiz."

Hiedurch ermuthigt, versuchten auch die Rostocker Rathsherren ihre Wiedereinsetzung zu bewirken. Der Versuch einer Ueberrumpelung der Stadt mit Hülfe der Herzogin Katharina und anderer Fürsten scheiterte; man konnte nur das schutzlose Warnemünde zerstören und den Hafen daselbst verschütten. Da wandten sich die Vertriebenen an den Kaiser. Das Kammergericht zu Nürnberg entschied zu ihren Gunsten, und das wider-

spenstige Rostock ward am 23. März 1431 in die Reichsacht erklärt, der in Folge fortgesetzter Weigerung, den alten Rath wiederaufzunehmen, 1432 die Aberacht folgte. Aber die norddeutschen Fürsten, welche dieselbe vollstrecken sollten, rührten sich nicht. Da wandten sich die Vertriebenen an den Papst, und auch er fällte ein ihnen günstiges Urtheil. Die Stadt aber appellirte an das Concil zu Basel. Dieses beauftragte den Abt des Michaeliskloſters von Lüneburg mit der Untersuchung der Sache, und auch er entschied zu Gunsten des alten Rathes. Nun appellirte die Stadt ihrerseits vom Concil an den Papst. Rom aber bestätigte die Entscheidung der Kirchenversammlung, und Rostock ward mit Bann und Interdict belegt. Die Universität, welche in der Stadt nicht bleiben durfte, wanderte 1437 nach Greifswald aus. Es fand sich aber Niemand zur Vollstreckung der Reichsacht und des Bannes, und so dauerte der traurige Zustand für Rostock noch mehrere Jahre, bis 1439. Da brachten die Herzoge von Meklenburg und die Städte Wismar, Güstrow, Lübek, Hamburg und Stralsund endlich einen Sühnevergleich zu Stande, kraft dessen die verbannten Bürgermeister und Rathsherren in ihre Güter wieder eingesetzt werden sollten, jedoch unter der Bedingung, daß Alte und Neugewählte so lange umschichtig im Rath beisammen sitzen sollten, bis sie durch Todesfälle wieder auf die verfassungsmäßige Anzahl von 24 herabgebracht wären. Die Sechsziger blieben, doch hatte der Rath das Recht, von ihnen und der alten Bürgerschaft so viele oder so wenige zur Berathung hinzuzuziehen, als es ihm gut scheinen mochte. Die Bürgerschaft ward aber repräsentirt durch die Aeltesten der Tuchmacher, Bäcker, Schneider, Schmiede, Schuster, Gewandschneider, Leinweber, Brauer und Böttcher. In Folge dieser Aussöhnung hörte der Bann 1440 auf, die Acht erst 1442 auf persönliche Fürbitte Herzog Heinrichs IV. beim Kaiser.

Der neue Aufstand gegen den Rath, der abermals verrätherische Absichten gegen die Stadt hegen sollte, erfolgte bei Gelegenheit des Domstreites, 1487—1491. Hans Runge und Bernd Wartenberg waren die Anführer. Anfangs siegreich, fanden sie schließlich ihren Tod durch Enthauptung.

Trotz dieser mannigfachen Unruhen im Innern entwickelte sich die Macht unserer Seestädte nach Außen schnell und gewaltig. Schon 1251 besuchten die Rostocker den berühmten Markt zu Skanoer in Schonen und die dänischen Plätze, 1262 finden wir sie auch in Handelsverbindungen mit England, Riga und Norwegen. Durch den Anschluß an die Hansa, in welcher sie neben Lübek, Lüneburg, Stralsund, Greifswald, Riga und Wisby zum sogenannten wendischen Viertel gehörten, wuchs ihre Macht noch mehr, und auch sie erfreuten sich wichtiger Privilegien in Dänemark, Schweden, Norwegen, England, den Niederlanden und Frankreich. Auch den Landhandel betrieben sie eifrig, Wismar besonders mit Lüneburger

Salz, welches zu Wasser auf der Schaale herbeigeführt ward, Rostock dagegen mit Waaren aus aller Herren Länder. Es bildete sich hier 1466 die sogenannte Landfahrer-Krämer-Compagnie, welche Kaufleute aus den meisten Ländern Europas in ihren Reihen zählte, zur Beförderung des Waarenhandels und Geldverkehrs. Die Zusammenkunft der Kaufleute fand bald nach Eröffnung der Schifffahrt zu Pfingsten jedes Jahres statt, und so entstand die Rostocker Pfingstmesse und zur Abwickelung der Geldgeschäfte der sogenannte Trinitatis- später Johannistermin. Unter den Gesellschaften für den Seehandel sind die Schonenfahrer allgemein bekannt. Die Gegenstände der Ausfuhr waren besonders Korn, Salz, Tuche, Glaswaaren, Bier; die Einfuhr bestand vorzüglich in Heringen, Pelzwerk, Fellen.

Die Bevölkerung der mittelalterlichen Städte war nicht so groß, als man zuweilen angenommen hat; Rostock hatte um 1350 ungefähr 17,000 Einwohner, Wismar etwa 13,000. Die Größe der städtischen Macht erklärt sich dabei doch leicht aus dem hohen Werth, der in jenen Zeiten dem einzelnen Manne beikam. Und im Mittelalter war jeder Bürger kriegspflichtig, insbesondere zum Wall-, Thor- und Wachtdienst verbunden. Die Städte waren mit Mauern, Thoren und Gräben wohl versichert, die Feldmark mit einer „Landwehr" (Wall und Graben) umgeben. Alle Jahre um Pfingsten fand eine Musterung der waffenfähigen Mannschaft und ein Umzug der städtischen Mannen zu Roß und in Rüstung statt. Hieran schlossen sich kriegerische Uebungen und ein Vogelschießen, das sogenannte Papagoyenschießen. Gegen Ende des Mittelalters, mit dem Aufhören des Raubwesens, erlahmte auch der kriegerische Eifer der Bürger der Hansastädte, und spottend sang man von ihnen:

De Lübschen kriegen as Kinder,
De Hambörger sehn dorch de Finger,
De Lünebörger willen nich int Feld,
De von der Wißmar hebben keen Geld,
De Rostocker föhren den Staat,
De Sundesken hebben bösen Raht,
De Danßker werden sick woll besinnen,
De Bremer werden nichts beginnen,
Cölln am Rein will nicht daby syn
Den se drinken lever rinschen win,
Magdeborg fören den Crantz
und willen nich an den Dantz,
Brunschwik mot et bliwen lan,
erer egen Saken sich nehmen an.

Neben dem Vogelschießen waren in den kleineren Städten auch noch dramatische Volksspiele gebräuchlich, wie z. B. zu Röbel im Anfang

des 16. Jahrhunderts. Wollenweberknappen mit gutem Bier in Händen und Bauern mit schlechtem Bier treffen sich an einem Heck oder Zaun, und letztere werden von ersteren wegen ihrer Rohheit und Dummheit verhöhnt.

Das Leben der Bürger war ein reiches. Die Rathsherren gingen in Röcken mit Marderpelz und Sammetbesatz einher, die anderen hatten Gewänder, die mit Fuchs- oder Wolfspelzen gefüttert waren. Die Rathsfrauen trugen krause Mützen, Knupftücher, vorne einen Finger breit mit Perlen und anderen Kostbarkeiten durchnäht, Mäntel und Umhänge von kostbarem Tuche, Sammet und Marderpelzen. Die Frauen der anderen Bürger kamen ihnen an Schmuck gleich, nur daß diesen die Benutzung des feinsten Tuches, des sogenannten Kammertuches verboten war. Verlöbnisse, Hochzeiten und Kindtaufen wurden großartig gefeiert, besonders gerne an Sonntagen, und oft waren mehrere Hundert Personen gegenwärtig. Hiedurch sahen sich die Räthe der Städte veranlaßt, durch besondere Polizeiverordnungen die Zahl der Gäste zu beschränken. Leider fanden sie in diesem löblichen Streben bei den Geistlichen wenig Unterstützung. Denn diese sahen darin nur eine Schmälerung der bei solchen Festen für sie reichlich abfallenden milden Gaben, und so zwang z. B. das Domstift zu Güstrow 1313 den dortigen Rath zur Zurücknahme seiner Verordnungen. Auch das Volk selbst war mit den ihm auferlegten Beschränkungen wenig einverstanden. Denn als Herzog Heinrich der Friedfertige 1517 die Zahl der auf bäuerlichen Kindtaufen zu ladenden Gäste auf 12 Paare beschränkt hatte, waren die Bauern so unglücklich, daß sie nie einen härteren Herrn gehabt zu haben glaubten.

Anhang.

Anmerkungen.

Erster Abschnitt.

1. Capitel. Die Zeit der Lappen.

Zahlreiche, in hockender Stellung begrabene Gerippe mit Schädeln von der im geschichtlichen Theile angegebenen Gestaltung, welche bei Minsk in Rußland (s. Jahrbücher für meklenburg. Geschichte und Alterthumskunde 1859, S. 182), in Schweden, auf den dänischen Inseln Seeland und Moen, in Jütland (s. Jahrb. 1849, S. 302 u.), in Meklenburg 1847 bei Plau bei Gelegenheit eines Chausseebaues (Jahrb. 1847, S. 400 f.), im Torfmoore bei Sülz (ein Schädel, s. Jb. 1849, S. 308), in der Mark Brandenburg bei Fehrbellin (Jb. 1849, S. 306), bei Halle, in Thüringen, Franken (Jb. 1849, S. 301), im Neanderthale bei Elberfeld (Jb. 1859, S. 167—187), ja in Frankreich (Jb. 1849, S. 301; 1847, S. 395) aufgefunden worden sind, und deren Gräber sich von den späteren Hünen- und Kegelgräbern durch das Fehlen der Steinbauten, des Leichenbrandes und der Geräthe aus Stein, Thon oder Metall auf das Deutlichste unterscheiden, fordern die Annahme einer Urbevölkerung vor den Hünen und Germanen im nördlichen Theile Europas. So auch Lisch (Jb. 1847, S. 401) und Professor Schaafhausen in Bonn (Jb. 1859, S. 187). Und da nun eine von dem schwedischen Professor Nilsen angestellte Vergleichung der an den oben bezeichneten Orten gefundenen Leichenschädel mit den Schädeln der jetzigen Lappen und Finnen eine Gleichheit bis auf die geringste Kleinigkeit ergeben hat (Jb. 1847, S. 306 f.), so dürfte der Schluß nicht unberechtigt sein, daß jenes große nomadisirende Urvolk Lappen gewesen sind. Desgleichen bestätigen in Meklenburg aufgefundene Rennthierknochen das ehemalige Vorhandensein dieser Thiere. Vgl. Jbb. 1851, S. 350 f. 1869, S. 255. 1870, S. 215 ff. u. ö. —

2. Capitel. Die Zeit der Hünen.

Die oben gegebene Schilderung beruht auf den meklenburgischen Jahrbüchern. Vgl. im Einzelnen:

1) Ueber Pfahlbauten und ihre Alterthümer s. Jahrbücher 1865 und 1867. — Die Pfahlbauten wurden zuerst entdeckt in den großen Seen der Schweiz, als in dem heißen Sommer 1853 das Wasser derselben sehr zurückgetreten war. Hier in Meklenburg fand Lisch die ersten Pfahlbauten bei Gägelow in der Nähe von Wismar im Jahre 1863. (s. Jahrbb. 1865, S. 85 ff); dann 1864 bei Wismar selbst in dem Torfmoor des sogenannten Müggenburger Reservates. (S. Jahrbb. 1865, S. 1—82; 1867, S. 159 ff); desgleichen 1864 im Torfmoor Sühring bei Bützow. (1865, S. 98 ff). — Die Pfahlbauten bei Vimsow in der Nähe von Goldberg und bei Sternberg und Ruchow sind späterer Zeit. — Die in den Pfahlbauten gefundenen Knochen müssen schwärzlich aussehen und an der Zunge kleben. — Ueber Meerpfahlbauten bei Wismar s. Jb. 1865, S. 101 ff.

2) Höhlenwohnungen sind entdeckt 1855 bei Drewskirchen in der Nähe von Grevismühlen, 1866 bei Roggow, 1869 bei Pölitz, bei ersterem Orte gegen 50 an der Zahl. s. Jahrbb. 1865, S. 123, 128; 1867, S. 220; 1869 S. 203 ff. — vgl. auch die Höhlenwohnung von Alt-Sammit. 1861, S. 129.

3) Ueber die Thierwelt (Fauna) zur Zeit der Hünen, s. Jahrbb. 1865, S. 61—77; 1867, S. 207 ff. — Das damalige Rind hat nach den Untersuchungen des Professor Rütimeyer in Zürich Aehnlichkeit mit der noch jetzt in den Ostseeländern verbreiteten Primigenius-Race; die Schafe, worunter sich auch ein vierhörniges befunden hat, (diese unregelmäßige Bildung ist erst ein Product der Kultur s. Jb. 1865, S. 66 f), haben Aehnlichkeit mit den jetzigen tartarischen Schafen; die Ziegen sind unsere Hausziegen; die Schweine theils sogenannte Torfschweine, theils Hausschweine; die Hunde gehörten zur Gattung der Jagd- oder Wachtelhunde. Das Vorkommen der Ratten ist nicht erwiesen. (Jb. 1867, S. 209). Dann finden sich noch Pferde, Esel, Rehe, Hirsche, Hechte, Schildkröten.

4) Ueber die 3 Arten der Hünengräber im Allgemeinen s. Lisch in den Jahrbb. 1865, S. 9—13 vgl. 133 f. — Im Besonderen siehe

a) über die älteren Hünengräber, die sogenannten Steinkisten oder Teufelsbackösen, wovon wir in Meklenburg noch einige bei Alt-Sammit, Moltzow, Eversdorf bei Grevismühlen und Ruthenbeck bei Criwitz haben, welche fälschlich für Opferaltäre galten, Jb. 1865, S. 9 ff; 1868, S. 113;

b) über die Hünengräber mit Erdhügeln und Steinwällen, auch Riesengräber, Riesenbetten, Gigantengräber, Gräber der Vorzeit genannt, s. Jhrbb. 1837, S. 145 ff; 1865, S. 11 ff;

1837, S. 25 ff; 1848, S. 357 ff; 1844, S. 362 ff, 367; 1838, S. 36. In Meklenburg haben wir deren bei Katelbogen, Naschendorf, Prieschendorf, Stuer, Remlin, Roggow u. ö.;

c) über Hünengräber unter der Erde, gefunden bei Nesow unweit Rehna, die sogenannten Wackelsteine, weil sich die Decksteine dieser Gräber, wenn man mit gespreizten Beinen darauf steht, wackelnd hin und her bewegen, s. Jb. 1865, S. 131 f.

5) Ueber Feuersteinschleifereien zu Brunshaupten, Klink, Damerow, Zabel, Nossentiner Hütte, Plau s. Jahrbb. 1844, S. 362; 1868, S. 120.

6) Der Begriff Hüne. Daß die Hünen keine Germanen sind, ist von allen Forschern unbezweifelt und geht nicht blos aus dem Unterschiede der Hünen- und Kegelgräber, sondern auch aus den mittelalterlichen Sagen hervor, in denen nach Grimms „Deutscher Mythologie" (S. 490) der Begriff Hüne nach Ort und Zeit zwar ein höchst schwankender ist, aber doch stets nicht germanische Völker bezeichnet, bald Pannonier, bald Avaren, bald Slaven, immer jedoch ein Volk, das durch Nachbarschaft und Krieg mit Deutschland in vielfache Berührung kam. — Dagegen ist es eine Streitfrage, ob Hünen und Kelten identisch sind, was von vielen Forschern angenommen, von manchen bestritten wird. Mir erscheint die Identität als das Wahrscheinlichste. — Die Hünengräber erstreckten sich überhaupt vom südlichen Schweden und den russischen Ostseeprovinzen bis nach Britannien, Frankreich und Spanien, und zwar finden sie sich besonders an den Küsten des Meeres und den Ufern der größeren Ströme.

7) Auffallend ist die nach Lisch (Jahresbericht 1837, S. 146, Anm. 1) unbestreitbare Thatsache, daß sich in einigen Hünengräbern schon Eisen findet, während die späteren Kegelgräber der Germanen nur erst Bronze haben. Danneil in Salzwedel wollte dies dadurch erklären, daß die Slaven ihre Todten in alten Hünengräbern begraben hätten. Allein da das Eisen nach Lisch sich auch in Hünengräbern solcher Orte findet, wohin nie ein Slave gekommen, so bleibt wohl nichts übrig, als wieder mit Lisch (a. a. O.) anzunehmen, daß der Mangel an guten Werkzeugen zur Bearbeitung des Eisens die späteren Germanen veranlaßt habe, einstweilen von dem Gebrauch dieses schon den Hünen bekannten Metalls abzustehen. Neuerdings hat man auch im Moorgrunde bei Probst-Jesar einen Kupferkeil gefunden, den Lisch ebenfalls der Steinperiode zuschreibt. Er soll den Uebergang zur Bronzeperiode bilden, s. Jhrbb. 1865, S. 136 ff und 1869, S. 218. Vgl. übrigens auch die sechste Anmerkung zum nächsten Kapitel.

3. Capitel. Die Zeit der Germanen.

1) Ueber die Kegelgräber und ihre mit dem edlen grünen Roste bekleideten Bronzealterthümer, die vornehmlich als Quelle in Betracht

kommen, siehe im Allgemeinen Jahrbb. 1837, Jahresbericht S. 137—141; 1846, S. 353 ff; 1869, S. 215 ff. Im Besonderen vgl.

a) über unverbrannte Leichen in Eichensärgen zu Beckentin, Neukirchen, Ruchow. Jb. 1837, S. 138; über ebensolche Leichen in Steinkammern zu Dabel, im Herrberge bei Schwaan. Jb. 1857, S. 286, zu Brunsdorf 1859, S. 268 f, zu Petersberg im Ratzeburgischen 1860, S. 241 f.

b) Ueber Altäre im Kegelgrab zu Peccatel und Gr. Methling s. Jb. 1846, S. 366 ff; 374—376.

c) Ueber Urnen und deren drei Gruppen, die gelbbräunlichen groben Knochenurnen, die schwärzlichen Aschenurnen und die kleineren für die Asche der edelsten Körpertheile s. Jb. 1837; S. 137 ff; 1846, S. 353 ff.

d) Ueber die Hausurnen, so genannt, weil sie Aehnlichkeit haben mit den germanischen Häusern und ihnen nachgebildet sind, und damit zugleich über die Wohnungen der Germanen s. Jbb. 1849, S. 312 ff; 1856, S. 243—257.

e) Ueber germanische Pfahlbauten und Höhlenwohnungen s. Jb. 1869, S. 222.

f) Ueber die vierrädrigen ehernen Opferbecken s. Jb. 1860, S. 215.

g) Ueber die Gießstätte bei Holzendorf s. Jb. 1869, S. 220 ff.

h) Ueber aufgefundene Kronen s. Jb. 1849, S. 315 ff; ebenda S. 317 über Diademe und Armwülste; über Lederarbeiten s. Jb. 1844, S. 377; über Hifthörner s. Jb. 1848, S. 377.

2) Was die Ableitung des Namens Germanen betrifft, so ist die Erklärung „Speermänner" veraltet, ebenso die Ableitung von Irman, Erman, Herman. Auch die Deutung = „Brüder", nämlich der Gallier oder der Tungern, weil sie diesen so ähnlich, welche Plutarch und Tacitus vortragen, erscheint nicht richtig. Ansprechend ist die Ableitung von dem sanskr. gêr = Berg, sodaß Germanen so viel heißt als Waldgebirgsbewohner. Dieser Ansicht des Historikers Zeuß bin ich gefolgt. — Die Zeitschrift „Der Israelit", Mainz 1871, leitet (vgl. N. Preuß. Ztg. 1871, Nr. 94 Vermischtes.) den Namen Germanen von Gomer, nach 1 Mos. 10, 2 der älteste Sohn Japhets, ab und sucht das aus den Targumim und der jüdischen Literatur zu erweisen. Vgl. Keil, Commentar zur Genesis, zu cp. 10, 2 und 3. Dieser Erklärungsversuch ist jedenfalls beachtenswerth.

3) Welcher Stamm der Germanen hier gewohnt hat, läßt sich mit Gewißheit nicht behaupten. Lisch will aus dem im Kegelgrabe zu Peccatel gefundenen vierrädrigen bronzenen Opferbecken nach Strabo 2, 7 auf die Cimbern schließen, was nicht unwahrscheinlich; von Lützow

(Gesch. Meklenburgs, I. S. 5) läßt es unbestimmt, welches Volk hier gewohnt habe, während der Verfasser der meklenburg. Gesch. in Raabes Vaterlandskunde (II. S. 672) auf die Teutonen räth. Sicheres ist nicht zu behaupten. Daß aber zur Zeit des Tacitus, etwa 80 p. Chr., hier Variner gewohnt haben, beweist seine Germania cp. 40, und daß sie mindestens bis 521 hier gewohnt haben und den nördlichen Theil des großen Thüringerreiches unter Hermanfrid gebildet haben, welches dann 530 zerstört wurde, hat nach meiner Meinung Fabricius in seinem Aufsatz: „Das frühere Slaventhum der zu Deutschland gehörigen Ostseeländer", Jahrbb. 1841, S. 7—10, überzeugend aus den alten Schriftstellern nachgewiesen.

4) Ueber eiserne Schnallen und Steinalterthümer in Kegelgräbern s. Jb. 1844, S. 379; 1869, S. 218.

5) Ueber römische Alterthümer in Norddeutschland, welche mitunter sogar den Stempel der römischen Fabrikanten tragen, s. Jb. 1846, S. 397 f; 1859, S, 292 ff; über römische Münzen den Jahresbericht von 1837, S. 50 ff; über den von römischen Kaufleuten eingeführten Wein s. Jb. 1850, S. 277; über das römische Grab von Bibow s. Jb. 1837, S. 50 ff, über das Grab von Häven bei Brüel Jbb. 1870, S. 106 ff, besonders S. 132 ff, 161 ff.

6) Daß schon die Germanen eine nicht unbedeutende Fertigkeit in der Behandlung des Eisens gehabt haben, steht jetzt fest. S. Lisch in den Jahrbb. 1861, S. 161—168 und 1865, S. 155 f. — Man unterscheidet nun eine erste Eisenzeit der Germanen und eine zweite Eisenzeit der Wenden. Aus der ersten, germanischen Eisenzeit stammen manche, bis dahin fälschlich für Wendenkirchhöfe gehaltene Begräbnißplätze, z. B. der Begräbnißplatz von Camin bei Wittenburg, entdeckt 1837 (s. Jahresb. 1837, S. 53— 61); ferner der Begräbnißplatz von Wotenitz (Jb. 1860, S. 252 ff), der Begräbnißplatz von Neu-Stieten (Jb. 1868, S. 139 ff) Das Characteristische dieser Urnenbegräbnißfelder habe ich schon oben in der geschichtlichen Ausführung nach Lisch in den Jahrbb. 1865, S. 156 angegeben. Uebrigens sagt schon Tacitus, Germ. c. 40, daß die Variner Eisen hatten; clausum omne ferrum, heißt es bei ihm.

Zweiter Abschnitt.

Zeit der Slaven.

I. Capitel.

Zu 1.

1) Der Name Slaven ist nicht, wie gewöhnlich geschieht, abzuleiten von slava = Ruhm, sodaß er also bedeutete „die Ruhmvollen", sondern nach Schafarik von slowo, das Wort, also Slaven oder Slovenen =

die die Sprache Redenden d. h. die rechte Sprache Redenden. Alle übrigen Völker heißen ihnen gegenüber Nemci d. h. die Stummen. Vgl. auch die Ableitung des Wortes „Deutsche" von diut, das Volk, sodaß „Deutsche" = die zum Volke Gehörigen.

2) Ueber die Zeit der slavischen Einwanderung s. Fabricius. a. a. O. S. 8—11 und Ludwig Giesebrecht „Wendische Geschichten", Bd. 1, S. 4.

3) Die Frage nach einer germanischen Grundbevölkerung der Länder zwischen Elbe und Oder während der slavischen Zeit ist viel erörtert worden. Bejaht wird sie besonders von Fabricius a. a. O. und Giesebrecht. a. a. O. Bd. 1. S. 13—15. 36 f. 58 Bd. 2. S. 97 f. 109, 188. 361; verneint von Franz Boll in seinem Aufsatz: „Ueber die Volkssprache der nordwestlichen Slavenstämme." Jhrbb. 1844, S. 1—18. Lisch will, nach einer Bemerkung im Jahrb. 1845 S. 180, den Grundgedanken der ersten Ansicht nicht unbeachtet lassen. Mir scheint die Richtigkeit derselben nicht zweifelhaft; und wenn es auch zu weit gegangen ist, die Hauptmasse, den Grundstock der Bevölkerung germanisch sein zu lassen, so dürfen wir doch das deutsche Element nicht zu gering denken. Der lesenswerthe Aufsatz von Beyer, „Erinnerungen an die nordische Mythologie in Volkssagen und Aberglauben Meklenburgs", Jahrbb. 1855, S. 140—207, kann in dieser Auffassung nur bestärken. Auch Beyer bemerkt (S. 142), daß in Meklenburg und in der Mark Brandenburg nicht die leiseste Erinnerung an slavische Götter zurückgeblieben sei. Wenn er aber meint, „daß die siegreich eingewanderten Sachsen neben dem dreieinigen Gott der Christen auch die alten heidnischen Götter der Heimath in das eroberte Land einführten und in blindem Wahne, aber zugleich mit fast kindlicher Treue noch Jahrhunderte lang an ihnen festhielten", so kann die Möglichkeit dieser Behauptung nicht bestritten werden; aber ich schätze doch, daß sich diese Thatsache aus dem Vorhandensein einer ursprünglich germanischen Bevölkerung weit leichter erklärt.

Zu 2.

1) Die Schilderungen der nächsten Abschnitte ruhen im Wesentlichen auf Giesebrechts Wendischen Geschichten Bd. 1. Vgl. übrigens auch Wigger, in seiner Biographie des Bischof Berno Jahrbb. 1863, S. 19—49.

2) Was die Gruppirung der wendischen Völkerschaften und ihre Namen betrifft, so waren diese nicht zu allen Zeiten gleich. Die von uns gegebenen Namen sind die des 11. Jahrhunderts, welche dann wesentlichen Aenderungen nicht mehr unterlagen. S. Giesebrecht 1. S. 9—14.

3) Ueber den slavischen Waldbau, in den Urkunden cultura silvestris enannt, s. F. Boll „Meklenburgs deutsche Kolonisation". Jahrbb. 1848,

S. 83, 89. — Ueber die Salinen zu Sülz, Conow, Sülten, Golchen oder Selz bei Ribnitz, sowie über Salzquellen bei Neuenkirchen s. Jahrbb. 1846, S. 97 ff.

4) Daß die Wenden erst nach 595 mit dem Eisen bekannt geworden wären, wie Lisch früher annahm, ist von diesem selbst als unrichtig erkannt, da er neuerdings schon den Germanen die Benutzung des Eisens zuschreibt. Vgl. hierüber Giesebr. I. S. 20 Anm. 8. Jahrbb. 1862, S. 161 ff. 1865, S. 155 ff. Daß die Wenden das Eisen aus Schweden oder Sachsen bezogen haben, unterliegt keinem Bedenken. Ueber die Benutzung des Raseneisensteins s. Lisch, Jahrbb. 1860, S. 249 ff; über arabische Münzen, die in der Lewitz (Wald) gefunden wurden, s. Jahrbb. 1839 S. 57 f. u. ö.

5) Die gefürchtetsten Seeräuber des Mittelalters waren bekanntlich die normannischen und dänischen Vikinger. Letztere legten etwa 935 unter Harald Gormson in der Nähe von Jumne eine Seeräubercolonie, die Jomsburg, an und trieben von hier aus als Jomsvikinger ihr Gewerbe. (Giesebr. I. S. 205 f.) Von ihnen lernten die Wenden, auch die meklenburgischen, die Seeräuberei. (ebenda S. 250). Die nordischen Skalden kennen Wendenfalken d. h. Wendenhelden, deren Horste (d. h. Schiffe oder Burgen) an der Küste von Schonen vernichtet wurden. (ebenda S. 206). Vgl. auch Giesebr. II. S. 156 ff. u. ö.

6) Der alte Chronist Helmold, Priester zu Boso bei Plön, († 1172) berichtet in seiner Chronik (I. 2) von einer später ins Meer versunkenen, großen und berühmten Wendenstadt Vineta, welche ebenfalls an der Mündung der Svine gelegen haben soll. Spätere wollen dann diese Stadt mit ihren Rathhäusern und Kirchen, mit ihren Straßen und Plätzen bei stillem Wetter auf dem Grunde des Meeres haben liegen sehen, und das Volk will noch jetzt des Sonntags die Glocken unter dem Wasser läuten hören. Es ist indes nachgewiesen, daß Helmold dieselbe Stadt meint, welche Adam von Bremen († 1075) Jumne nennt, indem bei ihm nicht Vineta, sondern Jumneta zu lesen ist. Die Häuser und Kirchen auf dem Meeresgrunde hat man als Felsenriffe erkannt. Auch Giesbr. (II. 127 ff) verwirft die Sage von Vineta. Doch will er sie in Verbindung gebracht wissen mit anderweitigen, aus der Hünenzeit überkommenen Sagen von versunkenen Städten, und sieht so in der Vinetasage eine poetische Hindeutung auf den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. „Vineta, voll Glockengeläutes unter dem See", ist ihm ein Bild der seit 1066 von den Wogen des Heidenthums verschlungenen Predigt des Evangeliums, deren lieblicher Klang nur noch bei Wenigen im Verborgenen forttönt.

Zu 3.

1) Ueber die Menschenfresserei der Welataben, welche ein althochdeutsches Fragment aus St. Gallen gelegentlich berichtet, s. Giesebr. I. S. 40 III. S. 294 Wigger in seiner Biographie Bernos, Jahrbb. 1863, weist diese Nachricht als ein Märchen zurück. S. daselbst S. 33. Anm. 6.

2) Ueber die dorfähnliche Anlage der wendischen Städte um die Burgen herum, die sogenannten suburbia, s. Jhrb. 1841. S. 97 ff.

3) Ein Beispiel dafür, daß bei Unbeliebtheit des berechtigten Thronerben dieser dem jüngeren Bruder weichen mußte, s. bei Ernst Boll, Geschichte Meklenburgs I. S. 6, wo im Reiche der Wilzen dem älteren Bruder Milegast die königliche Würde vom Volke genommen und dem jüngeren Cealadrag übertragen wurde. Ludwig der Fromme bestätigte 823 auf dem Convent zu Frankfurt diesen Wechsel.

4) Ueber die wendischen Burgen und ihre Lage sind von Lisch sehr sorgfältige Untersuchungen angestellt worden. Am interessantesten ist die Untersuchung über die Burg und den Namen Meklenburg. Sie lag in der Nähe des jetzigen Dorfes Meklenburg südlich von Wismar und war auch wahrscheinlich mit einem suburbium umgeben. In den Kriegen gegen die Deutschen ward sie mehrmals zerstört, dann 1169 von Pribislav wieder aufgebaut und von nun an Residenz der Herren von Meklenburg. 1256 verlegte Johann I. seinen Sitz nach Wismar und ließ die Burg niederreißen. 1298 ward sie wieder aufgebaut, um dann 1322 für immer von den Herren von Werle und den Herzogen von Pommern zerstört zu werden. In jener Zeit entstand der Hof Meklenburg. S. Jahrbb. 1841, S. 79 ff. — Der Name Meklenburg stammt von den Deutschen. Sie nannten die Burg wegen ihrer Stärke und Größe Mikilinburg oder hochdeutsch Michelenburg von dem deutschen Worte mikil, hochdeutsch michil = groß, stark. Danach schreibt Lisch, unter Billigung der Gebrüder Grimm, nicht wie gewöhnlich Mecklenburg, sondern Meklenburg. S. Jahrbb. 1836, S. 174; 1844, S. 407. Die Form Michelenburg kommt schon 995 zur Zeit Ottos III. vor, und ist ein schlagender Beweis, daß die Deutschen den Namen = Michelenburg oder Großburg auffaßten. S. Jb. 1855, S. 233 f. — Anderer Ansicht ist Boguphal, Bischof von Posen († 1253), der Meklenburg erklärt = Nicolausburg, von dem slavischen Worte Miklo = Nicolaus, Niclot. S. Jahrbb. 1844, S. 407; 1862, S. 218. Dieser Niclot soll dann ein alter, uns unbekannter obotritischer Fürst sein. Seiner Ableitung folgt auch E. Boll (I. S. 25); doch scheint mir Lisch im Recht zu sein. — Ueber Dobin s. Jb. 1840, S. 123 ff; 1842, S. 174. Die Sage, daß der Döpe-See von der Slaventaufe unter Heinrich dem Löwen seinen Namen habe, bestreitet Lisch nicht mit Unrecht, auf Grund des Nachweises, daß dieser See ursprünglich See von Duben oder Dobin

geheißen habe. Hieraus wurde dann allmählich Duber-See, Döwe-See, Döpe-See. Indes wenn demnach auch der Name des Sees mit der Wendentaufe nichts zu thun hat, so soll deshalb diese Thatsache selbst, welche historisch vielfach bezeugt ist, nicht beanstandet werden. Vgl. auch Lisch. Jb. 1840; S. 219 u. — Ueber Werle in der Nähe von Wieck südlich von Schwaan an der Warnow s. Jahrbb. 1841, S. 88 ff; 1843, S. 219. — Ueber Ilow s. Jahrb. 1842, S. 156—169; über Kessin bei Rostock. 1856, S. 55 ff; über die Burg Rostock auf dem rechten Warnowufer in den Wiesen vor dem Petrithor. Jahrb. 1844, S. 18 ff. — Weniger berühmte Burgwälle sind die zu Friedrichsruhe, Brenz, Crivitz, s. Jb. 1853, S. 273 ff, sowie der zu Bipperow s. 1854, S. 335. Vgl. auch Jbb. 1855, S. 301 ff. u. ö.

5) Erklärungen einiger meklenburgischer Ortsnamen und Bemerkungen über die slavische Sprache von Dr. Burmeister in Wismar und wailand Pastor Mussäus zu Hanstorf s. Jahrbb. 1841, S. 55 ff. Die Endung — ow bedeutet danach s. v. a. = husen, = burg, = hof, = feld, = aue. Die Endungen — in, — itz und nitz bezeichnen den Ort in Bezug auf die ihn umgebende Natur, z. B. Drewitz = Holzort, Holzendorf, von drew, Holz, Ribnitz = Fischort, von ryba, Fisch; die Endungen — in und — nik sind = Stätte z. B. Granzin, Grasstätte von grana, Gras.

Zu 4.

1) Daß die Slaven eine wirkliche Schrift hatten, wie Giesebr. (III. S. 277 f) nach Thietmar von Merseburg annimmt, ist sehr unwahrscheinlich. Eine Runenschrift dagegen besaßen sie, wie die bei Prilwitz gefundenen und in Strelitz aufbewahrten Runensteine, an deren Echtheit zu zweifeln, mir kein genügender Grund zu sein scheint, beweisen. S. Jahresbericht 1842, S. 38 ff. — 1852 fand man auf dem Felde von Neuköbelich bei Stargard in Strelitz noch eine Urne, anscheinend mit Runenzeichen. S. Jb. 1859, S. 16—24. Das von Klüver überlieferte wendische Runenalphabet hat große Aehnlichkeit mit den sogenannten Markomannenrunen des Rhabanus Maurus. Ob aber deshalb mit Giesebr. (III. S. 278 u.) angenommen werden darf, die Wenden hätten ihre Runenschrift von den unterworfenen Varinern angenommen, erscheint fraglich; unmöglich ist es nicht. — Ueber den zu Sönderviſſing in der Nähe von Horsens in Jütland gefundenen Runenstein, der die für uns Meklenburger interessante Inschrift enthält, daß Tuva, Mistivis Tochter, Harald Gormsohns des Guten Frau, ihn zum Andenken ihrer Mutter setzen ließ, s. Jahrbb. 1847, S. 123 ff; 1851, S. 173 ff; 1859, S. 1—16.

2) Der Götze Goderac, von unbekannter Bedeutung, wurde nach Lisch (Jahrbb. 1841, S. 70 ff) von den Kessinern verehrt, besonders in

der Stadt Goderac, welche auf dem rechten Warnowufer in der Nähe des heutigen Toitenwinkel gelegen haben soll. Wigger und Beyer halten den Ort aber, und das ist wohl das Richtige, für identisch mit dem heutigen Kessin. S. Jahrb. 1863, S. 163. Anm. 1. Die Christen setzten an seine Stelle den heiligen Gotthardt. — Die angebliche Krone des alten Götzen Radegast, aus Erz gegossen, wird noch jetzt in der Kirche zu Gadebusch aufbewahrt.

3) Bildnisse wendischer Götzen, welche zu Prilwitz gefunden wurden, werden in Strelitz in großer Zahl aufbewahrt. Sie sind aber Fälschungen des Gideon Sponholz. S. Jahrbb. 1854, S. 168 ff. Einige Forscher, z. B. auch die beiden Boll, halten aber die eine der Sammlungen, die sogenannte „Maschsche," für ächt. Lisch dagegen verwirft auch diese. S. Jahrb. 1855, S. 224 ff.

4) Ueber den Tempelwall zu swante Wustrow der dem Swantewit heilig war, und auf welchem jetzt die Wustrower Kirche steht, s. Jahrbb. 1862, S. 187 ff. — Ebenda S. 182 f, s. über den Tempelwall zu Dobertin. — Bei Malchow befand sich ein Tempel in einem heiligen Hain; er lag entweder auf der Insel im See oder an der Stelle der jetzigen Klosterkirche, s. Jb. 1867, S. 12 ff. — Das wichtige Rhetra lag nach Lisch auf der Lieps bei Prilwitz an der Südwestecke des Tolense-Sees. S. Jahrb. 1838, S. 21 ff. Hiergegen aber hat Giesebr. (1. S. 98 Anm. 1.) Einspruch erhoben, und neuerdings auch Beyer, Jahrb. 1867, S. 134 ff, welcher Rhetra an der Westseite des Tolense-Sees auf einer hinter dem Dorfe Wustrow gelegenen Insel sucht. Gewisses läßt sich wohl nicht feststellen.

5) Wendenkirchhöfe, Wendfelder, Schöttelfelder, d. h. Schüsselfelder (von den vielen Scherben) nennt das Landvolk alle diejenigen Begräbnißstätten, wo 1—2 Fuß unter dem Erdboden zahlreiche Aschenurnen gefunden werden. Doch haben wir schon bei Besprechung der germanischen Gräber darauf aufmerksam gemacht, daß nicht alle diese Begräbnißstätten den Wenden, sondern viele der germanischen Eisenzeit zukommen. Die echten wendischen Kirchhöfe finden sich besonders in der Nähe noch vorhandener oder untergegangener Dörfer, welche früher wendisch waren. Die Urnen sind schalenförmig, braun oder kohlschwarz, 1—2 Fuß tief in den natürlichen Erdboden eingegraben. Jede Urne steht zwischen 3–4 kleinen flachen Steinen, s. Jahrbb. 1847, S. 421 ff; 1854, S. 321 ff. Wendenkirchhöfe finden sich z. B. zu Raguth bei Wittenburg. Jahrb. 1839, S. 51, zu Pritzier, Jahrb. 1843, S. 59 ff; zu Drewskirchen. Jhrb. 1852, S. 368; einer der bedeutendsten ist der Kirchhof des alten wendischen Rostock, der 1863 in der Nähe von Bartelsdorf aufgedeckt wurde. S. Jahrbb. 1863, S. 301 ff. — Begrabene wendische Leichen fand man bei Helm und Börzow. S. Jahrb. 1847, S. 422. — In

der christlichen Zeit fielen die wendischen Begräbnißplätze nach dem Grundsatze: „Tempelgut ist Kirchengut“ (s. Giesebr. I. S. 149), den Pfarren und den Küstereien zu. Daher erklärt es sich, daß einzelne Pfarren, z. B. die Drewskirchener (s. Jahrbb. 1852, S. 368), auf Wendenkirchhöfen liegen, andere, z. B. die Walkendorfer und die zu Camin bei Wittenburg Wendenkirchhöfe unter ihren Ländereien haben. S. Jahrbb. 1860, S. 247 ff; 1865, S. 155 ff.

2. Capitel.

Zu 2.

1) Ueber das Verhältniß der Wenden und Karolinger s. Giesebr. I. 97—131; 154—170. Boll I. S. 1—10 Raabe II. 682—686.

2) Ueber die Stiftung der Markgrafschaft Nordsachsen s. Giesebr. I. S. 100, 105, 107 f. 120.

Zu 3.

1) Vgl. im Allg. Giesebr. I. S. 132—309. II. S. 1—107.

2) Ueber Mistevoi vgl. F. Boll „Ueber den Obotritenfürsten Mistevoi“ Jhrbb. 1853, S. 160—176. Boll verwirft die seit David Frank gebräuchliche Ordnung der Obotritenfürsten (Mistevoi I. Billug, dessen Sohn Micislav, dessen Sohn Mistewoi II., dessen Sohn Udo), indem er nachweist, daß Mistevoi II. nie existirt hat. Er ordnet vielmehr: Mistevoi Billug (967—1002), Micislav, sein Sohn, (1002—1018) dessen jüngerer Bruder Udo, bis 1032. Diese Ordnung halte auch ich für die richtige.

3) Die Zerstörung Hamburgs setze ich mit Giesebr. (II. S. 9 vgl. I. S. 272 Anm. 2) nicht 983, sondern erst 1002.

Zu 4.

1) Vgl. i. Allg. Giesebr. II. 108—363.

2) Unsere Darstellung, wonach auf Kruto sein Sohn Burislav folgt und dieser dann seine Söhne Niclot und Lubimar zu Fürsten im Obotritenlande einsetzt, beruht auf den Ausführungen von Beyer in dem Aufsatze: „König Kruto und sein Geschlecht.“ Jahrbb. 1848. S. 1—55. Wenn auch Manches in diesem Artikel noch hypothetisch ist, so hat doch Alles große Wahrscheinlichkeit für sich.

3) Ueber den Tod König Heinrichs s. Jahrbb. 1853, S. 176—178.

Zu 5.

1) Vgl. i. Allg. Giesebr. III. S. 1—274 und Wigger, Bischof Berno. Jahrbb, 1863, S. 49 ff.

2) Ueber Prizlav, der schon vor 1166 wieder aus dem Wolgaster Lande vertrieben ward, s. Giesebr. III. S. 104 f. 112, 147, 154; ferner über seine Nachkommen Lisch. Jahrbb. 1858, S. 14 ff.

3) Daß Woizlawa eine norwegische Königstochter gewesen, darüber s. Lisch, Jhrbb. 1854, S. 138 ff, vgl. 1837, S. 12. Wigger (1863, S. 132 ff.) hält diese Ansicht für unrichtig und läßt Woizlava eine russische Fürstentochter sein. So viel ist indes gewiß, daß sie eine nordische Prinzessin war. —

Dritter Abschnitt.

1. Capitel.

Zu 1.

1) Ueber Pribislav s. Giesebr. III. S. 214, 223, 247; ferner Wigger. Jahrb. 1863, S. 127—142, 176 f, 185 f, 248, 251, 256; ferner die Doberaner Genealogie Jhrbb. 1846, S. 1—26.

2) Ueber den Zug der Dänen gegen Otimar s. Giesebr. III. S. 202 ff. Wigger a. a. O. S. 241 ff. Lisch Jhrbb. 1861, S. 181 ff, besonders 194.

Zu 2.

1) Im Allg. vgl. Rudloff, Progmatisches Handbuch der mekl. Gesch. I. S. 184—240; Giesebr. III. 257—274. Wigger a. a. O. S. 260, 267, 269, 270, 271.

2) Ueber den Kreuzzug Borwins I. nach Livland, s. Jhrbb. 1849, S. 52 ff.

Zu 3.

Vgl. i. Allg. Rudloff a. a. O. auch Raabe und E. Boll.

2. Capitel.

Zu 1.

1) Vgl. i. Allg. Wigger, Leben des Bischof Berno, Jhrbb. 1863, S. 1—278; besonders S. 89, 95—98, 105 f. 111, 113, 120—123, 148, 163, 166 ff, 172—175; ferner Giesebr, III. S. 119, 139, 140, 141, 169, 170, 176, 177, 180, 189, 221.

2) Ueber den Character der damaligen Obotriten s. Wigger a. a. O. S. 70. o. und Wiggers Kirchengeschichte Meklenburgs. § 61 u. A.

3) Ueber den Cistercienserorden i. Allg. s. Neander, Kirchengeschichte 3. Aufl. Gotha. II. 467 ff; über seine colonisirende Thätigkeit s. besonders Jahrbb. 1848, S. 117 ff.

Zu 2.

1) Vgl. Wigger a. a. O. S. 181, 187—189, 194, 198, 200 f, 249, 253, 254, 256, 266, 278; ferner Giesebr. III. S. 189, 209, 213, 259.

2) Ueber die Stiftung Doberans s. Wigger a. a. O. S. 233 ff und Lisch Jhrbb. 1837, S. 1—36; 1841, S. 176 ff; 1846, S. 102.

3) Ueber Dargun s. Wigger a. a. O. S. 241 ff und die dort angeführte Literatur.

4) Ueber die seelsorgerische Thätigkeit Bernos s. nach Wigger S. 164 f und Wiggers Kirchengesch. §. 28.

5) Ueber die Domcapitel s. Wiggers §. 44.

6) Ueber die Dotation des Bisthums Schwerin s. auch Raabe II. 726 f.

Zu 3.

1) Ueber Brunward s. Wiggers Kgesch. S. 43. — Ueber seine Wahl vgl. auch Hegel, Gesch. der mekl. Landstände. 1856, S. 20. Anm. 2. — Ueber seinen Zug nach Livland s. Jhrbb. 1849, S. 7, 55; über seine Missionsreise nach Persien Wiggers a. a. O.

2) Ueber die Pfarren und Klöster und Anderes vgl.:

a) über Kuppentin und Plau Jhrb. 1852, S. 16 ff, 154 ff.

b) über Dargun s. oben; über Lübchin Jhrb. 1858, S. 310 ff.

c) über Güstrow Wiggers S. 55.

d) über Dobbertin. Rudloff I. 214.

e) über Rühn. Jhrbb. 1843, S. 1—9.

f) über Parkow und Neukloster. Jhrb. 1868, S. 1—13.

g) über Amelungsborns Besitzungen. Jhrb. 1848, S. 122 ff.

h) über die Besitzungen des Bisthums Riga. Jhrb. 1849, S. 48.

i) über die Güter des Klosters Dünamünde. Jhrb. 1849, S. 70 ff.

k) über die des deutschen Ritterordens. Jb. 1849, S. 1 ff.

l) über die des Johanniterordens Jb. 1844, S. 28; besonders über Kraak und Eixen. Jb. 1836, S. 1—81; 1840, S. 219.
über Mirow Jb. 1837, S. 51 ff.
über Nemerow Jb. 1844, S. 28 ff.

m) über das Antoniuskloster Jb. 1850, S. 150 ff; 1868, S. 18 ff.

n) über die Hospitaliter. Wiggers S. 77 f.

o) über das Aufhören des Strandrechts bei Bukow Rudloff I. 205. Doch ward es in der Folgezeit noch weiter geübt, sodaß auch Heinrich der Löwe 1327 und Albrecht II. 1351 dagegen einschreiten mußten. v. Lützow II. 369, 447. Anm. 1. Boll I. 273 f.

p) über die Franciscaner s. Wiggers S. 74.

Zu 4.

Ueber die Diöceseneintheilung Meklenburgs s. Wiggers §. 43. Rudloff II. 165; über die Grenze zwischen Schwerin und Ratzeburg s. Wigger a. a. O. S. 189—197.

2) Ueber wendische Reste in der Jabelhaide und bei Lüchow s. Wigger a. a. O. S. 46. F. Boll. Jhrb. 1848, S. 69 f. Proben eines wendischen Vaterunsers, eines Hochzeitsliedes aus dem Dannenbergischen s. Jhrbb. 1841, S. 59 ff, 65 ff.

3) Ueber Kloster Broda s. Jhrbb. 1838, S. 1 ff.

4) Ueber die romanischen Feldsteinkirchen Ostmeklenburgs s. Jhrbb. 1858, S. 310 ff.

3. Capitel.

Vgl. i. Allg. F. Boll „Meklenburgs deutsche Colonisation". Jhrbb. 1848, S. 57—115.

Zu 1.

1) Ueber die Colonisation Wagriens s. Giesebr. III. S. 11, 125, 81. F. Boll. a. a O. S. 60.

2) Ueber die Colonisation von Polabien und dem Bisthum Ratzeburg s. Giesebr. III. S. 83, 121, 205. Boll a. a. O. S. 61, 63, 65 ff.

3) Ueber Poel s. Rudloff I. S. 204.

4) Ueber das übrige Meklenburg s. Boll S. 72 ff.

5) Ueber die Heimath der Kolonisten s. Lisch. Jahrbb. 1848, S. 114 f.

6) Ueber wendisches Recht zur Zeit Heinrichs des Löwen von Meklenburg s. Jahrbb. 1850, S. 74 f. 234 f.

Zu 2.

1) Ueber die Städte s. F. Boll a. a. O. öfters; ferner den meklenb. Staatskalender; dann Geschichte von Plau Jahrbb. 1852 S. 1—249; von Malchow Jhrbb. 1867 S. 3—54; Röbel, Jhrbb. 1848, S. 188 ff; 1867, S. 140—145; Sternberg 1847, S. 187—307; 1856, S. 71—73. Ueber Familiennamen in den Städten s. Raabe II. S. 89 ff. — Ueber die Zurückdrängung der Wenden in den Städten s. E. Boll I. 378 f. Die Zunftrolle der Wollenweber in Röbel von 1463 s. Jahrbb. 1848, S. 351 f.

2) Ueber den Adel s. F. Boll. a. a. O. S. 111 f. Jahrbb. 1846, S. 427 ff.

Zu 3.

1) Vgl. i. Allg. Hegel. Gesch. der meklenb. Landstände S. 9—47.

2) Die bäuerlichen Hufen waren dreifacher Art:

1) Die Landhufe oder deutsche Hufe zu 30 Morgen;

2) Die Hägerhufe oder Westfälische Hufe zu 60 Morgen;

3) Die Hakenhufe oder slavische Hufe zu 15 Morgen.

Hiernach unterschied man Voll-, Doppel- und Halbhüfner. Die Landhufe war die Regel für die Größe der Bauerhöfe. — Jeder Morgen ward zu 300 Quadratruthen, die Ruthe zu 8 Ellen berechnet. S. Glöckler, Straßengerechtigkeit in Meklenburg" Jhrbb. 1845, S. 398. Anm. 1.

Vierter Abschnitt.

1. Capitel.

1) Ueber die Landestheilung von 1229 siehe Jhrbb. 1845, S. 1—23.

2) Ueber Pribislav von Parchim-Richenberg s. Jhrbb. 1846, S. 36—96. Von ihm gilt das Wort: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte." Die Aelteren gingen sogar so weit, ihn wegen seiner Feindschaft gegen Bischof Rudolf für einen Heiden und die Figur in seinem Wappen für eine heidnische Göttin auszugeben; Neuere sprechen ihn von aller Schuld frei. Unsere Darstellung hält die Mitte.

3) Ueber die Herrschaft Rostock s. noch die Zusammenstellung der Ereignisse bei Rabbe II. 744 ff. Ueber König Erich von Dänemark s. Rudl. II. S. 99 ff.

4) Einen Ueberblick über die wenig interessanten Schicksale des Fürstenthums Werle gewährt Raabe II. 747 ff, 308ff. Zum Ueberblick der Theilungen diene folgende Tafel:

Güstrow
1229—1477

Güstrow ä. L. 1277—1293 — **Parchim** 1277—1316

Goldberg 1316—1376 — **Güstrow j. L.** 1316—1347

Güstrow 1347—1436 — **Waren** 1347—1426.

5) Einen guten Ueberblick über die Zerissenheit unseres Vaterlandes in dieser Periode giebt E. Boll I. S. 104 ff.

2. Capitel.

Zu 1.

Ueber die Pilgerfahrt Heinrichs I. s. Jhrbb. 1838 S. 37—50; 1849, S. 95—106, 293.

Zu 2.

Ueber Heinrichs des Löwen Beinamen s. Jhrbb. 1841, S. 183 ff. — Ueber s. Pilgerfahrt nach Roccamadonna s. 1843, S. 225 ff. — Ueber die Schlacht bei Gransee s. Jhrbb. 1846, S. 212 ff.

Zu 3.

Ueber Albrechts II. erste Regierungszeit s. Jahrbb. 1842, S. 1—51; über seine Gefangenschaft durch Günther von Schwarzburg s. Jahrbb. 1850, S. 43 ff; 1851, S. 177.

3. Capitel.

Zu 2.

Ueber die Vitalienbrüder s. Jahrbb. 1850, S. 51 ff; 1858, S. 146 ff; 1840, S. 224.

Zu 3.

1) Ueber die Kämpfe wegen des Rostocker Collegiatstiftes s. Raabe II. 846—854.

2) Ueber das Begräbniß des Herzogs Magnus. E. Boll I. S. 319 ff.

4. Capitel.

Vgl. i. Allg. Wiggers. Kirchengeschichte S. 40—99; Rudloff II. 123, 163 ff, 417 ff, 703 ff, 967 ff; auch E. Boll I. S. 178—200, der aber leider nur die Schäden des Mittelalters aufzudecken versteht.

Zu 2.

1) Ueber die Wirksamkeit der mittelalterlichen Kirche durch Predigt in niederdeutscher Sprache und über niederdeutsche Bücher s. in Jahrbb. 1837 eine niederdeutsche Umschreibung des Passionale aus dem Jahre 1300 etwa. Ein Leben der Heiligen s. Jbb. 1840, S. 207 ff. — Jahrbb. 1845, S. 375 ff, finden wir ein niederdeutsches Evangelienbuch von etwa 1350, desgl. niederdeutsche Andachts- und Gebetbücher. Jhrbb. 1858, S. 128 ff.

2) Ueber die Rostocker Kirchen s. Serrius „Magister Joachim Schlüter." S. 90 ff.

3) Ueber geistliche Schauspiele s. Jahrbb. 1836, S. 81 ff; über das Redentiner Osterspiel s. Allg. ev. luth. Kirchztg. 1871. Nr. 14 ff. Vgl. überhaupt über die geistlichen Spiele Vilmar. Gesch. d. deutsch. Nationalliteratur. I. S. 331 ff. und das kürzlich von Freybe herausgegebene „Spiel von den zehn Jungfrauen" aufgeführt zu Eisenach 1322.

4) Ueber Eselsprocessionen s. Jhrbb. 1838, S. 156. Hasse. Kirchengesch. II. S. 243.

5) Ueber Schulen s. Rudloff II. 173, 422. Jahrbb. 1846, S. 57; über die deutsche Schule in Rostock s. Jahrbb. 1839 S. 36; über Marshalk Thurius Krabbe „die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert." S. 273 ff. Ueber Ernst von Kirchberg s. Jahrbb. 1847, S. 36—59. Danach gehörte er zu den märkischen Adelsfamilien, welche in ihrer sogenannten „schwarzen Linie" auf Krümmel in Meklenburg ansässig waren.

6) Ueber die Universität Rostock s. Krabbe. a. a. O. S. 1—304.

7) Ueber die Benutzung der Gotteshäuser zu weltlichen Geschäften s. Jahrb. 1848, S. 435 ff; über die heilige Blutscapelle und Reliquien zu Schwerin s. Jahrbb. 1848 S. 143 ff, besonders S. 154.

Zu 3.

1) Ueber den Zustand der kirchlichen Zucht s. Wiggers §. 60 und 62 und E. Boll I. 178 ff.

2) Ueber die Brüder des gemeinsamen Lebens s. besonders Jahrbb. 1839, S. 1—208; 1840, S. 183—216; 1857, S. 225—263; 1858, S. 101—124. Die hier mitgetheilten Drucke der Brüder geben auch einen guten Ueberblick über den damaligen Stand der Studien und Wissenschaften in Meklenburg. Ueber mittelalterliche Handschriften s. Jahrbb. 1838, 1839, 1844, 1853, 1855, 1857, 1862.

3) Ueber die Beguinen s. Wiggers §. 59. E. Boll I. 196. Ueber die Kalande s. Rudloff II. 422, 714 ff, 716, 972. Wiggers §. 59. Ueber die Armenpflege vgl. noch Lisch Jahrbb. 1852, S. 52 f. Die meisten Städte pflegten 2 Stiftungen zur Unterstützung der Nothleidenden zu haben:

1) ein St. Georgs-Hospital oder Siechenhaus, stets vor dem Thore, zur Aufnahme der Aussatzkranken (Miselsucht);

2) ein Heiligen Geist-Hospital in der Stadt zur Verpflegung alter gebrechlicher Armen, insbesondere Frauen.

4) Ueber den Ablaß s. Wiggers §. 62, 65; auch Arndt „Joachim Schlüter." S. 77. Anm.

Zu 4.

1) Ueber die Vorläufer der Reformation s. Wiggers §. 66. E. Boll I. 200 ff. Krabbe a. a. O. S. 23—26, 302 ff, 311 ff.

2) Den Brief von Vicke Dessin s. Jahrbb. 1851. S. 1—8.

3) Ueber Nicolaus Ruß s. J. Wiggers. Jahrb. für historische Theologie von Illgen und Niedner. 1846. Einen Auszug aus dem Buch

„Von den drei Strängen" in plattdeutscher Sprache s. Jahrbb. 1847, S. 501—516.

4) Ueber Conr. Pegel s. Krabbe a. a. O. S. 310.

Zu 5.

Ueber die Juden s. Rudloff II. 162, 383 f. Wiggers §. 63. Boll I. 183 f; besonders Lisch Jahrbb. 1847, S. 208 ff, 256 ff.

5. Capitel.

Zu 1.

1) Ueber die Verfassung und ihre Entwickelung s. besonders Hegel a. a. O. S. 48—149; auch Rudloff II. 417. Wir sind etwas über die Reformationszeit hinausgegangen, weil sich sonst kein passender Abschluß gewinnen ließ.

2) Ueber die evangelischen Prälaten s. außer Hegel noch Wiggers §. 78 und §. 95. Anm. 1

Zu 2.

1) Ueber das Rechtswesen in Meklenburg s. Jahrbb. 1845, S. 386 ff; 1850, S. 99 ff. Rudloff II. S. 156, 381.

2) Ueber Wegelagerei s. Boll I. S. 149—168, 139, 338.

3) Ueber die eiserne Jungfrau s. Jahrbb. 1841, S. 198 ff; 1850, S. 357 ff.

4) Ueber die Bewachung der Kirchenschätze durch Hunde s. Jahrbb. 1838, S. 157.

Zu 3.

1) Ueber Titel, Wappen, Residenzen, Hausverfassung und Hofstaat der mekl. Fürsten s. Rudloff II. 110 ff. 353 ff, 647 ff, 907 ff. — Ueber das Leben am Hofe von Lützow II. S. 442. — Ueber den von Lübek zu Martini jedes Jahres gelieferten Most (Martensmann) s. Jahrbb. 1858, S. 81 ff. — Ueber das Trinken am Hofe s. Jahrbb. 1841, S. 166. — Ueber einzelne Hoffestlichkeiten s. Boll I. S. 319 ff. — Ueber das Heer s. Rudloff II. 441.

2) Ueber den Adel s. Rudl. II. S. 139 ff, 369 ff, 661 ff, 924 ff. Boll I. 332 ff. Ueber das Trinken Jahrbb. 1844, S. 447 f. — Ueber Ernst von Kirchberg s. zu Cap. 4. — Daß der Adel die Dichtungen der Minnesänger kannte, schließe ich aus den hier vorhandenen mittelhochdeutschen Handschriften des Rolandsliedes, des Parcival u. a.

3) Ueber die Bauern s. Rudloff II. 406, 942 f; ferner Glöckler in Jahrbb. 1847, S. 387.

Zu 4.

1) Ueber die Städte, ihre Verfassung, Handel u. s. w, s. Rudloff II. S. 144 ff, 413 ff, 676 ff, 944 ff.

2) Ueber die inneren Streitigkeiten vgl. Raabe II. 776 f. 830 ff, 851 ff; besonders Krabbe a. a. O. S. 110 ff, 179 ff.

3) Den angeführten Spottvers s. Jahrbb. 1858, S. 158 ff.

4) Ueber das Papagoyenschießen s. Jahrbb. 1842, S. 179 ff; 1843, S. 228.

5) Ueber die Landfahrer-Krämer-Compagnie s. Jahrbb. 1842, S. 188 ff.

6) Ueber das Leben der Städter s. von Lützow II. 342 ff Wiggers §. 61. — Jahrbb. 1848, S. 254—259 findet sich ein Auszug aus der Rostocker Kleiderordnung von 1576, welche aber auch auf frühere Zeiten Bezug nimmt. — Ueber dramatische Volksbelustigungen zu Röbel aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts s. Jahrbb. 1862, S. 279 ff. —

7) Ueber die Bevölkerung Meklenburgs im Mittelalter s. Boll I. 307—313. Die Einwohnerzahl mag etwa 300,000 gewesen sein.

8) Ueber die Münzen jener Zeit s. Rudloff II. 684 ff, 953 ff.